



# SPRACH REPORT

P 20157 F

3/87

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

## DEUTSCH-AMERIKANISCHE MISSVERSTÄNDNISSE

### Unterschiedliche Gesprächsstile führen zu Vorurteilen

Eine wichtige Zielsetzung des Fremdsprachenstudiums ist sicherlich ein verbessertes Verständnis der Mitglieder der anderen Sprachgesellschaft und ihrer Kultur. Dem widersprechen allerdings zwei ernüchternde Erfahrungen. Einerseits muß sich die Mehrzahl der Lerner eingestehen, daß allein das Beherrschen von Syntax und Lexik einer Sprache ein jahrelanges intensives Studium verlangt. Das letztlich angestrebte Ziel ist zumeist nur in Umrissen zu erkennen und droht im Laufe der Zeit ganz verloren zu gehen. Andererseits haben Untersuchungen gezeigt, daß selbst ausgedehnter Kontakt mit den anderen auf hohem sprachlichen Niveau durchaus nicht immer die gewünschte Erweiterung der Perspektive bringt, sondern ganz im Gegenteil oft nur eine Erhärtung der bereits vorhandenen Meinungen zur Folge hat.

Die Sprachwissenschaft hat zwar besonders in jüngster Vergangenheit unser Verständnis von Sprache und Sprachgebrauch in Richtung auf einen dynamischen, interaktiven Handlungs- und Verhandlungscharakter innerhalb gesellschaftlicher Gegebenheiten erweitert. Dennoch beschäftigen sich die meisten Linguisten weiterhin nur mit dem Mitteilungswert. Geglückte und als befriedigend empfundene und erinnerte Kommunikationserlebnisse beruhen aber nicht so sehr auf den mitgeteilten Inhalten oder gar auf Übereinstimmungen hinsichtlich dieser Inhalte. Die Art, in der Partner gesprächsweise miteinander umgehen, der so-

nannte Konversationsstil, ist oft wichtiger als das, was gesagt wird.

### Unterschiede in sozialen Normen ...

Soziolinguisten versuchen, mit dem Begriff des Konversationsstils die sozialen Normen zu erfassen, an denen wir das Verhalten unserer Gesprächspartner messen. Empfundene Unzulänglichkeiten in der Unterhaltung werden weniger den Inhalten, vielmehr fast immer auf subtile aber nahezu unwiderstehliche Weise dem Gesprächspartner zugeschrieben: Sie oder er ist unflexibel, rechthaberisch, voreingenommen, hintertrieben oder was dergleichen Urteile mehr sind.

Solche für Gespräche geltende Normen hat der Einzelne von klein auf mehr oder weniger formlos im Elternhaus, im Kindergarten und in der Schule gelernt. Weil sie weitgehend unbewußt bleiben, sind sie nahezu unwandelbar: Man sieht es für selbstverständlich an, daß diese Normen auch in anderen Sprachgemeinschaften gelten müssen, zumal wenn auf den ersten Blick sich die Kulturen nur marginal unterscheiden.

Gelten jedoch in der Zielsprache andere soziale Normen für den Konversationsstil, führen die zwangsläufigen Fehlleistungen im sprachlichen Verhalten nicht nur zu oberflächlichem Mißverstehen, sondern darüber hinaus zu tiefergehenden ungerechtfertigten Werturteilen über die andere Person und im Endeffekt über das andere Volk, die langlebigen kulturellen Stereotypen reichen Raum bieten.

### ... wirken sich im Gesprächsteil aus

Viele Deutsche haben die Erfahrung gemacht, daß es im Gespräch mit Amerikanern oft schwerfällt, einzuschätzen, was Höflichkeit oder Konvention, was ernstgemeinte Freundlichkeit ist. Sie stellen fest, daß es nur schwer möglich ist, über ein kontroverses Thema engagiert zu diskutieren, oder sie machen die Erfahrung, daß von ihnen stereotype Dank- und Begeisterungsbekundungen erwartet werden, die in deutschen Ohren unehrlich klingen. Weil sich kaum ein sicheres Gefühl von Vertrautheit einstellt, zweifeln Deutsche nicht selten, ob Amerikaner zu einer freundschaftlichen Beziehung in unserem Sinn überhaupt fähig sind.

### **Aus dem Inhalt**

|   |       |
|---|-------|
| Von gepeinigten Wörtern<br>von Albrecht Schau                 | S. 3  |
| Glasnost, W. Admoni, IDS<br>von Bernd U. Biere                | S. 4  |
| Soll der Laie den Fachmann ...?<br>von Wolfgang Teubert       | S. 5  |
| GIG-Kongreß in Bayreuth<br>von Rainer Wimmer                  | S. 6  |
| Schlichtungsgespräche ...<br>von Wolfgang Klein u. a.         | S. 7  |
| Sprachunterricht für Gehörlose<br>von Bernd U. Biere          | S. 10 |
| Wie Texte uns beeinflussen<br>von A. Drinkmann und N. Groeben | S. 11 |
| Ein neuer Jargon ...<br>von Johannes Schwitalla               | S. 13 |
| Schreiben im beruflichen Alltag<br>von Annelies Häcki Buhofer | S. 15 |

Gerade in der interkulturellen Kommunikation kann die Konversationsanalyse Wege zu einem besseren gegenseitigen Verständnis weisen.

In Gesprächen geht es nicht nur darum, Inhalte möglichst frei von Mißverständnissen auszutauschen. Man hat auch immer den Wunsch, das Gemeinsame zu betonen, und das ebenso starke Verlangen, sein Anderssein darzustellen, insgesamt ein Gleichgewicht zwischen Solidarität und Unabhängigkeit zu finden. Bei alledem gilt der Grundsatz, dem anderen nicht zu nahe zu treten. Gerade für diesen Aspekt gilt ein komplexes Netzwerk von Höflichkeitsregeln, das in jeder Gesellschaft anders ist und so auch unterschiedliche Konversationsstile begründet.

In der einen Gesellschaft sind die Regeln wichtiger, die den Aspekt der Gemeinsamkeit, der Freundlichkeit, der Verbundenheit in den Vordergrund stellen, die also die Solidarität betonen, während in einer anderen vorrangig die Regeln beachtet werden, die dem Gesprächspartner Distanz, einen Freiraum gewähren und jedem Sich-Aufdrängen einen Riegel vorschieben. Der Soziolinguist spricht hier von Deferenz.

Natürlich handelt es sich bei diesen Höflichkeitsformen um ein Kontinuum, dessen hier aufgezeigte Endpunkte nie in reiner Form vertreten sind. Dennoch läßt sich für verschiedene Sprachgemeinschaften eine Tendenz zu bestimmten höher eingeschätzten Umgangsformen feststellen. Diese Umgangsformen sind also nicht an sich als Deferenz- oder Solidaritätssysteme zu bezeichnen, sondern ihre Charakterisierung als das eine oder andere hat immer nur in Relation zu anderen Kommunikationsstilen Gültigkeit: Sprachgemeinschaft B kann relativ zu A mehr zu Solidarität neigen, während sie im Vergleich zu C mehr der Deferenz den Vorzug zu geben scheint.

#### Ein fremder Konversationsstil ...

Der amerikanische Konversationsstil bevorzugt im allgemeinen indirekte Angänge. Das heißt, das Geben und Nehmen zwischen den Sprechern weist verhältnismäßig weniger Überlappen auf, hat einen gelasseneren Rhythmus, das Konversationsforum wird sofort freigegeben, sollte ein unbeabsichtigtes Überlappen vorkommen, die Stimmhöhe ist niedriger und Sprachmelodien fluktuieren weniger. Es entsteht dadurch der Eindruck eines geringeren Involviertseins in die besprochene Thematik und mehr eines Betonens des höflichen Umgangs mit dem Partner. Themen werden nicht so sehr deswegen behandelt, weil man der Wahrheit irgendwie näher zu kom-

men versucht, sondern weil ihr Verhandeln schlechthin Ausdruck persönlicher Verbindungen ist. Dementsprechend werden bei einem zur Deferenz neigenden Höflichkeitsstil inhaltlich weitgehend tentative Stellungen bezogen, die dem anderen ohne weiteres Ablehnung oder Zustimmung ermöglichen, ohne daß auch nur ein Hauch von Disharmonie aufzutreten braucht. Damit ergibt sich weitgehende Flexibilität bei sich wandelnden Konversationsituationen oder -partnern, also eine leicht zu etablierende soziale Bindung. Andererseits wird Eigenraum erhalten, der jedoch auf Kooperation angewiesen ist, da er ja gerade von dem Gewähren seitens des anderen abhängt.

Im Gegensatz zu dieser Art der Ausprägung der sozialen Binfunktion der Sprache durch ein Deferenz-Höflichkeitssystem scheint der deutsche Konversationsstil Involviertsein zu bevorzugen, was sich zunächst als eine Höhereinschätzung des Mitteilungswertes charakterisieren ließe.

Da in diesem Fall Richtigkeit dominiert, sollten auf Wissen basierende, überdies möglichst anderweitig ideologisch oder theoretisch fundierte, direkte Stellungnahmen weitgehenden Zugang zum Konversationsforum erhalten, selbst unter dem Risiko von Kontroverse oder sogar Konfrontation. Überlappen, größere Lautstärke, kurze oder gar keine Pausen, Beenden der Sätze des Vorgängers, also ein hoher Grad emotionellen Involviertseins sind somit durchaus angebracht.

Obwohl vordergründig Inhalte primär sind, dringt auch hier die soziale Binfunktion der Sprache durch. Nur manifestiert sie sich nicht in ausgeklügelter Distanz, sondern im intensiven persönlichen Beitrag, was ein Gefühl des Dazugehörens und somit des Wohlbefindens fördert. Es ist nicht von ungefähr, daß Deutsche immer wieder den schier unbegrenzten Freundeskreis der Amerikaner bemerken, während für sie ein sehr eng gezogener, von substantiellem persönlichen Einsatz gekennzeichneter Freundeskreis wichtig ist.

#### ... führt zu Vorurteilen

Was bedeuten diese Unterschiede im Konversationsstil nun für die interkulturelle Kommunikation? Ich glaube, daß ein Gutteil, obwohl sicherlich nicht alle, stereotypen Aussagen über Deutsche und Amerikaner von der Perspektive der Konversationsanalyse her eine neue Wertung bekommen.

Deutsche Studenten sehen Amerikaner oft als oberflächliche, uninformierte, desinteressierte Konversationspart-

ner, die immer ein freundliches Gesicht aufsetzen, deren Wissen zu einer ganzen Reihe von Themen in Religion, Politik, Geschichte oder Gegenwartsgeschehen aber höchst unbefriedigend ist, was zu ihrer Nichtbereitschaft oder ihrem Unvermögen, Position zu beziehen, beiträgt.

Amerikaner sehen deutsche Studenten als intelligent aber ständig wertend, vielleicht sogar als starrköpfig und missionarisch. Ihre Debatten neigen zu Schwarz-Weiß-Malerei, wo differenzierte Schattierungen angebracht wären. Außerdem schrecken sie nicht davor zurück, andere in die Defensive zu drücken, sie sogar vor einer Gruppe durch persönliche Angriffe zu exponieren, was oft von gewisser Selbstverherrlichung begleitet ist.

Welche Konsequenzen sollte man aus der interkulturellen Konversationsanalyse ziehen? Leichtfertig wäre es sicher, eine Modifizierung der Verhaltensweise beider Seiten zu fordern. Der Einzelne sollte sich nicht zwingen müssen, in einer fremdsprachigen Umgebung seine Identität zugunsten der Imitation fremder Stile aufzugeben. Immerhin aber sollte es bei Mißverständnissen möglich sein, Differenzen, die auf unterschiedlichen Gesprächsstilen beruhen, von vorschnellen Werturteilen über andere Personen und Sprachgemeinschaften zu entkuppeln.

Heidi Byrnes

Dr. Heidi Byrnes ist Associate Professor of German an der Georgetown University, Washington, D.C.

Eine ausführliche Version dieser Ausführungen ist erschienen in der Zeitschrift Text 6,2 (1986): 189–206.

### **Neue Bücher über Sprache**

Sprachtheorie – Der Sprachbegriff in Wissenschaft und Alltag. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1986. Düsseldorf. Schwann-Bagel 1987 (Sprache der Gegenwart, Bd. 71)

Karl-Heinz Bausch/Siegfried Grosse: Grammatische Terminologie im Sprachbuch und Unterricht. Düsseldorf: Schwann-Bagel (Sprache der Gegenwart, Bd. 69)

Sprachstörungen. Beiträge zur Sprachkritik. Herausgegeben von Hans-Martin Gauger. München: Hanser Verlag 1987

Bruno Strecker: Strategien des kommunikativen Handelns. Düsseldorf: Schwann-Bagel 1987 (= Sprache der Gegenwart, Bd. 73)

Liebe in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hrsg. von Jeffrey Ashcroft u. a. Tübingen: Niemeyer 1987

# VON GEPEINIGTEN WÖRTERN

Am besten schlage ich gleich los, führe einen gezielten Schlag gegen jene Wörter, die fürchterlich malträtiert worden sind, die dann »geschlagene« Wörter sind oder *Schlagwörter*. – Wie kommt man diesen bei? Durch Glossen zum Beispiel.

## Gegen den Ernst des Wissenschaftsbetriebs anschreiben

Wer es hierzulande unternimmt, gegen den Ernst des etablierten Wissenschaftsbetriebs mit Darbietungsformen wie Essay oder Glosse anzuschreiben, riskiert, nicht ernstgenommen, mehr noch: ausgegrenzt zu werden. Unterhaltung, Vergnügen, Witz und Genuß – nein, das ist für die deutsche Wissenschaft eine schlechte Gesellschaft.

Dabei hat die Glosse durchaus eine wissenschaftliche Herkunft. Als Marginal- oder Interlinear-Glosse (am Rand oder zwischen den Zeilen) hat sie zunächst gute Dienste bei der seriösen Tätigkeit des Übersetzens unverständlicher Texte getan, weshalb die Glosse als Keimzelle der Lexikographie angesehen wird.

Mit dem Einzug der Zeitungen in das öffentliche Bewußtsein wurde dann eine andere Art der Übersetzung wichtig. Tagesereignisse politischer, kultureller oder sonstiger Art durften am Rande im Stil des Feuilletons und mit polemischer Stoßrichtung aufgespießt werden. Alles – die Dinge des Alltags, die Menschen, die Institutionen und vor allem Unrecht – kann Anlaß sein, sich kritisch darauf einzulassen. Nicht zu vergessen die Wörter, die erfunden, gebraucht und mißbraucht wurden und werden, um den Menschen ein »falsches Bewußtsein« einzubläuen: die *Schlagwörter*.

## Wie Marschflugkörper

*Schlagwörter* sind die wahren sprachlichen Ungeheuer, die zur Verschleierung eigentlicher Absichten und als Instrumente der Herrschaft in die Welt gesetzt werden. Sie sind wie Marschflugkörper, unterfliegen die Radarstationen des Bewußtseins und schlagen hinterhältig im menschlichen Hirn wie Blitze ein.

Von den Herrschenden werden Schlagwörter vor allem dann ins Feld geführt, wenn es gilt, gesellschaftliche Widersprüche, die für sie gefährlich

*Nachrüstung* stellt ein Kompositum oder einen Wortverband dar, der aus der Vorsilbe »nach« und dem Grundwort »Rüstung«, was soviel heißt wie »Ausstattung mit Waffen« zum Zweck der Kriegsvorbereitung und Kriegsführung, zusammengesetzt ist. Er gehört zu den »Modifikationen« oder Veränderungen des Grundbestands eines Wortes, von denen in diesem Schlagwort-ABC öfter die Rede ist.

An dem Wort *Nachrüstung* läßt sich demonstrieren, wie vom Außenbezirk eines Wortes aus dessen Grundbedeutung (hier: Ausstattung mit Waffen) verändert werden kann.

Für den Begriff *Rüstung* steht in der deutschen Sprache eine Vielzahl von Abschattierungen der Grundbedeutung zur Verfügung. Alphabetisch geordnet sind bekannt:

Ab-Rüstung,  
Auf-Rüstung,  
Hoch-Rüstung,  
Nach-Rüstung und  
Vor-Rüstung.

Legt man den Bewertungsmaßstab zugrunde, der von einer waffen- und kriegsfreien Welt als moralischem Bezugspunkt ausgeht, dann dann kommt man zu einer ganz anderen Wort-Reihe. »Ab«- und »Nach«-*Rüstung* erhalten danach andere Akzente als »Auf«-, »Vor«- oder »Hoch«-*Rüstung*, die in dieser Skala weit unten stehen.

Zur Wortfamilie *Rüstung* gehört auch noch das sympathische Wort »Ent-Rüstung«. Dessen ursprüngliche Bedeutung lautet: jemandem die Rüstung abnehmen, ihn entwaffnen, was vermutlich den Entwaffneten zuerst aus der Fassung und dann in Zorn gebracht haben dürfte. Er konnte dann als »entrüstet« bezeichnet werden. ...

Im Wort *Nachrüstung* definiert *nach* ein zeitliches Verhältnis der Nachordnung: Es verweist auf ein »Nachher«, das zu einem zeitlichen »Vorher« in Beziehung steht, einem Akt der *Vor-Rüstung*. Liest man den Begriff im Zusammenhang mit dem NATO-Dokument, dann ist klar, wem der Akt der Aggression in die Schuhe geschoben wird.

Als Propagandabegriff von höchster manipulativer Brisanz soll *Nachrüstung* einerseits die tatsächlichen Zusammenhänge verschleiern helfen. Andererseits soll das eigene Handeln als gerechtfertigt hingestellt und von aller Verwerflichkeit freigesprochen werden. ...

Spontaner Sprachwitz – von unten kommend und anonym bleibend – entlarvte als Graffiti das Schlagwort *Nachrüstung* »schlagend«: »Nach *Rüstung* kommt Krieg«.

(Aus: Albrecht Schau: Vom AWACS bis Zwangsanleihe. ABC aktueller Schlagwörter, Göttingen: Seidl Verlag 1985, S. 100f.)

werden könnten, zu verschleiern. Oder aber, wenn neue, umstrittene Entwicklungen in Gang gebracht werden sollen.

Zwei solcher aktueller, neuralgischer Entwicklungen kamen auf dem militärischen Sektor (atomar bestückte Mittel- und Langstrecken-Raketen) und dem der zivilen Nutzung der Atomkraft, die sogleich zur »Kernkraft« verniedlichend umgewertet wurde, zustande. Werbe- und Sprach-Strategen waren gefragt. Sie umgaben die angestrebten Innovationen mit sprachlichem Glanz. Die Begriffe wurden »besetzt«. Waffen wurden zu »modernem Gerät« und mit pompösen Namen getauft. Militärische Säulenheilige wie etwa *Pershing* oder *Forrestal*, Antike Gottheiten wie *Jupiter*, *Poseidon*, *Nike*, *Herkules*, *Thetis* sollten den Waffen Anmut und Würde verleihen, um kritischen Fragen zuvorzukommen. Geborgter Heiligenschein fällt natürlich auch auf Massenvernichtungswaffen, wenn man etwa ein U-Boot der Trident-II-Klasse zuerst auf den Namen »Corpus Christi« tauft und, nachdem die Kirchen protestierten, den Namen in »City of Corpus Christi« umänderte.

Als besonders ausgesuchte sprachliche Verstecke für unangenehme gesellschaftliche Entwicklungen, die gefährlich werden könnten, gelten schließlich die sog. Initialwörter. »SDI« zeigt z.B. deutlich, wie durch Verkürzung zur Formel eine Verharmlosung in die Wege geleitet werden kann.

## Von George Orwell lernen?

Es war der Jesuit Rupert Lay, der Erhellendes zur Manipulation herausgefunden hat, die bekanntlich auf Schlagwörter setzt. Nach Lay besteht die Grundregel aller Manipulationen darin, »gezielt entstellte Informationen« durch den Aufbau einer »Bekanntheitsstruktur« zu inszenieren, ein »man-sagt«-Profil aufzubauen, das nach dem Motto arbeitet: was man nur oft genug wiederholt, wird schließlich wahr und geglaubt.

Von Georg Orwell kann man lernen, wie man so etwas macht. Drei Techniken stellt Orwell heraus:

Erste Regel:

Merze bekannte Begriffe einfach aus (*Freiheit, Gerechtigkeit!*)

Zweite Regel:

Modifiziere bekannte Wörter, indem Du die Grundbedeutung eines Wortes vom sprachlichen Vor- und Nachfeld aus einschränkst (z. B. »*Nach-Rüstung*«!)

Dritte Regel:

Erfinde neue Wörter, die Deinen Absichten entsprechen (z. B. »*Umwegfinanzierung*«).

Albrecht Schau

Dr. Albrecht Schau ist Professor an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg, wo er die Arbeitsstelle für Kinder- und Jugendliteratur leitet.

# GLASNOST, WLADIMIR ADMONI UND DAS IDS

## Wie ein Signal

Was ein Vierteljahrhundert offenbar nicht möglich war, wurde im Mai dieses Jahres möglich: Prof. Wladimir Admoni hielt, inzwischen 78jährig, am Institut für deutsche Sprache einen Vortrag. Einerseits selbstverständlicher Teil des »wissenschaftlichen Geschäfts«: ein (korrespondierendes) Mitglied des Wissenschaftlichen Rats des IDS spricht vor den Mitarbeitern des Instituts, anschließende Diskussion, wissenschaftlicher Meinungsaustausch; andererseits doch ein überraschender und außergewöhnlicher Besuch.

Nicht nur, daß Wladimir Admoni immer wieder als Redner auf den Jahrestagungen des IDS angekündigt und das Publikum dann doch immer wieder mit dem fast schon stereotypen »vielleicht im nächsten Jahr« vertröstet wurde. Nicht nur, daß Wladimir Admoni von der Leningrader Akademie der Wissenschaften wohl einer der in der Bundesrepublik bekanntesten Sowjetgermanisten ist: die Tatsache einfach, daß Professor Admoni eine dreiwöchige Informations- und Vortragsreise durch die Bundesrepublik unternehmen konnte, wirkt wie ein Signal. Den politischen Rahmen für dieses »kleine Wunder« bildet offensichtlich jene Entwicklung in der Sowjetunion, die Admoni, so wie vielen Sowjetbürgern, »wie ein Wunder« erscheint. Das »Zauberwort«, das die Botschaft in alle Welt trägt, heißt *glasnost*.

## Ein neues Lehnwort?

*Glasnost*, so zieht der Paderborner Sprachwissenschaftler Broder Carstensen »Halbzeit-Bilanz«, hat gute Chancen, zum »Wort des Jahres 1987« zu werden. Wir können dies in der Tat so sehr wünschen, wie wir gewünscht hätten, es hätte keinen Anlaß gegeben, *Tschernobyl* zum »Wort des Jahres 1986« zu küren.

Mit *glasnost* ist es Parteichef Gorbatschow gelungen, ein Wort neu in Umlauf zu bringen, das eine komplexe und zugleich neue Entwicklung »auf den Begriff« bringen soll. Daß das Wort *glasnost*, wie der *Economist* kritisch vermerkt und wie DIE ZEIT (26. 6. 1987) berichtet, »schon lange vor Gorbatschow in Gebrauch« war und bereits in einem Lexikon auftaucht, »das

zu Zeiten Katharinas der Großen im Jahre 1790 erschien«, mag zwar eine an sich richtige Feststellung sein, tut aber wenig zur Sache, was den aktuellen Gebrauch angeht, den wir heute beobachten können; ja, auch wir in der Bundesrepublik. Lehnwortbildende Zeitgenossen, Journalisten ebenso wie mein 17jähriger Sohn, führen es im Munde. Sie spüren offenbar, daß man *glasnost* im Deutschen am besten unübersetzt läßt, wenn man sich auf jene neue Transparenz der sowjetischen Politik kurz und bündig und unmißverständlich beziehen will. Würde doch eine paraphrasierende Übersetzung genau das aufgeben müssen, was die Verfügbarkeit eines einfachen Lexems gerade leisten soll: nämlich die begriffliche »Kondensation«, die es ermöglicht, sich auf einen komplexen Sachverhalt zu beziehen, auf ein Konzept zu referieren, um dann Weiterführendes, Erklärendes, wiederum Neues über die in der begrifflichen Kondensation bereits als Konzept verfügbare Sache sagen zu können. –



Ein »echtes« Lehnwort aber, d. h. letztlich ein Wort der deutschen Sprache, wird *glasnost* erst, wenn es über den Kontext seiner aktuellen Verwendung im Russischen hinaus auch auf andere Bereiche übertragen wird. Gerade dafür gibt es bereits Anzeichen. So definieren kritische Journalisten auch bei uns inzwischen Bereiche des politischen Handelns, in denen ihnen etwas mehr »Glasnost« wünschenswert erscheint, z. B. in der Umweltpolitik.

Die (!) Glasnost ist keine rein inner-russische Angelegenheit mehr. Vielleicht haben Wladimir Admoni und wir tatsächlich von der Glasnost und Perestroika profitiert, wenn auch wohl jenseits der linguistischen Frage nach Lehnwort und »Wort des Jahres«.

## Satz-Text-Wortkunstwerk

Daß Admoni, der im deutschen Sprachraum vor allem durch seine Grammatik des Deutschen (»Der deutsche Sprachbau«) bekannt geworden ist, sich nicht nur mit Linguistik im engeren Sinn beschäftigt hat, sondern darüber hinaus auch literaturtheoretisch interessiert ist, machte auch sein Vortrag über »Satz-Text-Wortkunstwerk« deutlich. Wies schon der Begriff »Wortkunstwerk« im Titel (an W. Kay-sers »sprachliches Kunstwerk« erinnernd) auf eine literaturwissenschaftliche Dimension hin und damit über den Bereich der Linguistik hinaus, so zog Admoni der Linguistik in der Tat überraschend enge Grenzen, indem er die wissenschaftliche Beschäftigung mit Texten einer »besonderen Wissenschaft« zuwies: der Texttheorie.

Natürlich habe es die Linguistik auch mit Texten zu tun, Texte seien »Objekte« der Linguistik, nicht aber ihr »Gegenstand«. Die genuine linguistische Untersuchungseinheit müsse der Satz bleiben, der als schematische Form reproduzierbar sei, während Texte, ähnlich wie Wörter, sprachliche Gebilde seien, die als »konkrete Einheiten« nur »in ihrer ganzen Füllung«, in ihrer »Ganzheit« reproduzierbar seien. Da diese aber nicht nur grammatisch konstituiert werde, könne die Linguistik diesen Ganzheitsaspekt nicht angemessen beschreiben. Die Behandlung von Texten müsse deshalb eben die Grenzen der Linguistik überschreiten und in einer besonderen Wissenschaft, der Texttheorie, betrieben werden. Dort könne schließlich auch der ästhetische Aspekt erfaßt, der Text als »Wortkunstwerk« beschrieben werden.

Mit der Konzentrierung auf die Einheiten Wort und Satz (einschließlich der Kontextphänomene, die eine Textlinguistik oder besser »Kontextlinguistik« durchaus behandeln sollte) muß sich die Linguistik, so Admoni, allerdings keineswegs mit einem geringen Gegenstand befassen. Im Gegenteil: Wort und Satz sind die typischen Einheiten menschlicher Kommunikation. Während alle anderen Kommunikationsformen situationsbezogen seien, kennzeichnen Wort und Satz in entwicklungsgeschichtlicher Perspektive gerade die »Herauslösung aus der Redesituation«.

## Ein »polemischer« Vortrag

Dies war – so hatte es Admoni selbst angekündigt – keine »akademische Rede«, sondern ein »polemischer Vortrag«, der nicht die »reine Wahrheit« verkünden, sondern zum Widerspruch reizen wollte.

So wurde in der anschließenden Aussprache gerade die Frage nach der Gegenstandsbestimmung der Linguistik kontrovers diskutiert. Wenn auch Admoni nicht abstreift, daß es zweifellos Regelmäßigkeiten über die Satzgrenze hinaus, »übersatzmäßige Einheiten« gibt, so sah er doch für die Linguistik nur die Möglichkeit, sich mit dem »rein Sprachlichen« zu befassen. Dabei bleibt dann konsequenterweise etwa die soziale Funktion von Texten für die Linguistik ebenso tabu, wie die Klassifikation von Texttypen und Textsorten. Demgegenüber mußten diejenigen *Linguisten*, die sich nun tatsächlich mit text- oder soziolinguistischen Problemstellungen beschäftigen, diese Bereiche verständlicherweise für die Linguistik reklamieren.

Im Grunde aber geht es doch wohl um anderes als um das Abstecken des Terrains. Wenn wir uns darüber einig sind – und das war weitgehend der Fall –, wo die wichtigen Probleme liegen, die es wissenschaftlich zu bearbeiten gilt, dann kann es – abgesehen von einem vielleicht unterschiedlichen theoretischen Hintergrund – relativ gleichgültig sein, ob ich die Probleme »als Linguist« oder »als Textwissenschaftler« behandle. Schlimm ist nur, wenn die wirklich wichtigen Fragen nicht behandelt werden, weil sich keine der im Schubladendenken befangenen Wissenschaften für zuständig hält. Wir brauchen deshalb noch lange keine »Superwissenschaft«, die sich für alles zuständig glaubt, wohl aber den Mut der Fachwissenschaftler, über die Grenzen ihres Faches hinauszuschauen und den Kontakt zu Nachbarwissenschaften zu suchen.

Wir sollten uns in der Tat bewußt halten, was Wladimir Admoni am Schluß der Diskussion so treffend formulierte, daß nämlich die Welt vielleicht überhaupt nur »aus Übergängen« besteht.

Bernd U. Biere

Im niedersächsischen Landtag haben die Grünen den Antrag eingebracht, in Gesetzen, Erlassen, Richtlinien oder bei Funktionen, Ämtern und sonstigen Personenbezeichnungen künftig beide Geschlechter zu benennen. Als neutrale Form solle im Zweifel die weibliche Form gelten.

Der Antrag wurde einstimmig an den Ausschuß für Frauenfragen überwiesen.

Dort wird dann wohl linguistischer Rat (= der Rat von Linguistinnen) gefragt sein, wenn man tatsächlich darangehen will, innerhalb von zwei Jahren alle bestehenden Gesetzestexte zu überprüfen und zu verändern.

## SOLL DER LAIE DEN FACHMANN VERSTEHEN?

Am 16. September vergangenen Jahres veranstaltete die Akademie des Deutschen Beamtenbundes in Königswinter ein Symposium zum Thema *Sprache als Medium und Verständigungsmittel zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Verwaltung und dem Bürger*. Inzwischen ist eine Broschüre\* mit den dort gehaltenen Vorträgen erschienen – Anlaß, um das Dargebotene kritisch zu betrachten.

Zu Wort kamen außer Alfred Krause als Gastgeber Staatssekretär Anton Pfeifer vom Bildungsministerium, fünf Sprachwissenschaftler, zwei Informationswissenschaftler und zwei Journalisten. Soll man, will man, kann man dem *mündigen Bürger* die oft kontroversen Expertenmeinungen anschaulich und verständlich vermitteln? Was wünscht sich der Politiker, was denkt der Theoretiker, was tut der Praktiker? Die Antworten waren entsprechend vielschichtig.

»Das heute gebräuchliche Fachchinesisch von Experten jeder Couleur ist für Laien oft schlicht unverständlich«, sagte Anton Pfeifer, und »zu viele Wissenschaftler versuchen immer weniger, sich über die Fachgrenze hinaus im Alltag verständlich zu machen«. Vor allem »das Gespräch zwischen den Naturwissenschaften, den technischen Wissenschaften, den Ingenieurwissenschaften auf der einen Seite und den Geisteswissenschaften auf der anderen Seite« sei zu intensivieren, denn Geisteswissenschaften seien »nun einmal Orientierungswissenschaften«, und »die Frage nach Orientierung« werde durch die naturwissenschaftlich-technologische Entwicklung »zu einer immer zentraleren Frage«.

Gefordert sei also nicht allein, angesichts eines Stichworts wie Tschernobyl »Expertenwissen allgemeinverständlich zu präsentieren, sondern wir müssen auch die Kompetenten in die Lage versetzen, solche Entwicklungsprozesse so zu beeinflussen, daß auch der zunächst Ängstliche und Zurückhaltende die Einsicht in Notwendigkeiten gewinnt«.

Weniger der informierte Bürger ist es anscheinend, den sich ein Politiker wie Anton Pfeifer wünscht, ein Wähler also, der selbständig und sachkundig zwischen Alternativen entscheidet. Der ideale Bürger ist vielmehr der Laie, der angemessen dahin orientiert ist, die

von den Kompetenten erkannten Sachzwänge einzusehen. Demokratie wäre dann entbehrlich – aber wer entscheidet über die Kompetenz?

So neu ist die Forderung an die Geisteswissenschaftler nicht, dem Bürger die Entscheidungen der Politiker, Wirtschaftsführer und Ingenieure als unabweisbare Notwendigkeiten zu vermitteln. Doch war dies ein Aspekt, auf den die anwesenden Sprachwissenschaftler leider kaum eingingen.

Nun ist die Linguistik nicht nur eine Geisteswissenschaft. Sie hat ihre Wurzeln auch in der Rhetorik. Der Freiburger Romanist Hartwig Kalverkämper konzentrierte sich darauf, der von ihm konstatierten modernen »Kommunikationslosigkeit durch Nichts-Verstehen« mit Ratschlägen des antiken Rhetoriklehrers Quintilian zu begegnen, die sich die Fachleute zu Herzen nehmen sollten, um ihrer Informationspflicht gerecht zu werden, während sich der Laie »breite Bildungswilligkeit, vertiefte Fachkenntnis und fundierten Forschungseinblick« zu eigen machen sollte.

Günther Öhlschläger, Germanist aus Heidelberg, kritisierte die Wissenschaftler, die nicht bedenken, daß ihr Streben nach absoluter Präzision im Ausdruck zu Lasten der kommunikativen Effizienz geht. Das Ziel ist, »so präzise wie nötig, so verständlich wie möglich« zu formulieren, und das bedeutet, zu erkennen, in welcher Situation welche Zusammenhänge relevant sind und von welchen man absehen kann. Die demokratische Vermittlungspflicht der Wissenschaftler stößt indes hierzulande noch immer an das Vorurteil: »Wenn etwas Wissenschaftliches verständlich ist, kann es nicht weit her damit sein.«

Mit einer interessanten, aus der freien Marktwirtschaft adaptierten These gewann der Hamburger Philologe Theo Bungarten dem Wissensgefälle in unserer Gesellschaft eine positive, sogar, wie er meint, für die Demokratie essentielle Seite ab. Denn, so meint er, »vollständige Information erzeugt psychologisch Sicherheit, Unbeweglichkeit, Demotiviertheit, Leistungsabfall, während partielle Ungewißheit motiviert, aktiviert, mobilisiert, kreatives Verhalten herausfordert«.

Das mag sogar stimmen, ist aber nicht das Problem. Es geht vielmehr darum, ob jeder interessierte Bürger Anspruch auf verständliche Unterrichtung in entscheidungsrelevanten Fragen haben soll. Das jedoch lehnt Bungarten mit der Begründung ab, in einem staatlichen Gemeinwesen seien »keine demokratischen Entscheidungen mehr möglich, wenn alle Bürger die gleichen Informationen besitzen

würden und diese gleichberechtigt nutzen könnten.« Nur ein freier Informationswettbewerb verhindere die negativen Folgen totaler Informiertheit. Die politische Frage lautet daher für Bungarten: »Wo sind Informationsbarrieren sinnvoll, und wo ist ein Informationswettbewerb und -austausch zu garantieren und zu fördern?« Problematisch wird es für ihn erst dann, wenn in der Bürokratie des Staates Wissenschaftssprache als rhetorisches Mittel verwendet wird, »die betroffenen Bürger vom geplanten und rationalen Charakter der Organisation zu überzeugen«. So mag denn immerhin außerhalb der »demokratisch sanktionierten Informationsreservate« in Wissenschaft, Technik, Wirtschaft und Verwaltung ein Wissenstransfer hin zum Bürger stattfinden, damit auch er an der gesellschaftlichen Bewertung wissenschaftlicher Ergebnisse teilhaben kann.

Insgesamt hatte man den Eindruck, als seien die Empfehlungen der Linguisten und Informationswissenschaftler zum Problem der Verständlichkeit doch recht praxisfern – vielleicht auch, weil die Sprachwissenschaftler immer noch das Privileg genießen, kaum je ihre Arbeit vor der Öffentlichkeit rechtfertigen zu müssen. Ein Gespür für die Zwänge, mit denen die Praktiker im Wissenstransfer ständig zu kämpfen haben, fehlt weitgehend.

So war denn auch der Wirtschaftsjournalist Udo Kölsch aus Hamburg der einzige, der sich auf Anton Pfeifers Vorstellungen zu einer der Orientierung des Bürgers dienenden Wissensvermittlung bezog. Er stellte die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion der Wissensvermittlung. Soll der Wissenschaftsjournalismus primär die Auswirkungen expertengestützter Entscheidungen kritisch untersuchen, oder ist seine Aufgabe, gegenüber dem Normalleser einer Tageszeitung zu rechtfertigen, »daß ein großes Chemieunternehmen in einem Werk 700 Entlassungen vornehmen muß, während es gleichzeitig eine Dividenden-erhöhung vornimmt«, wie es der Unternehmensberater P. Spindler, Stifter eines Preises für leicht verstehbare ökonomische Texte, fordert?

Der Wunsch der Journalisten, verständlich zu sein, findet seine Grenzen an fehlender Zeit für Textbearbeitung, an zu wenig Platz in der Zeitung, schließlich auch an unzureichender Hilfestellung seitens der Verständlichkeitsforscher. Deren gutgemeinte Ratschläge fruchten beispielsweise dann wenig, wenn, wie Louis Bosshardt gezeigt hat, Rezipienten den Konsequenzen von Aussagen, die ihren eigenen Ideen entgegenstanden, auswichen, indem sie diese einfach nicht verstan-

ständig formulieren, geht der Inhalt des Textes dem Leser oder Zuhörer gegen den Strich, dann wird er trotzdem nicht verstanden.« Kölschs Fazit, und damit auch das Fazit dieses Symposions:

»Praktiker und Theoretiker müssen sich zusammensetzen... An den Tisch gehören auch... Unternehmer, Manager oder Wissenschaftler. Sie müssen erkennen, daß Verständlichkeit und Plädoyers zwei verschiedene Sachen sind. Schließlich müssen auch die Konsumenten endlich definieren, was sie haben wollen... Mehr Verständlichkeit kostet mehr Geld. Die Gesellschaft muß entscheiden, ob sie es aufbringen will. Man sieht: Das Ding ist kein linguistisches Problem allein. Es hat vielmehr politische Dimensionen.«

Wolfgang Teubert

\* Sprache als Medium und Verständigungsmittel zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Verwaltung und Öffentlichkeit. Schriften der Akademie des Deutschen Beamtensbundes, Reihe A, Band 2, Bonn 1986.

## GIG-Kongreß in Bayreuth

Die 1984 gegründete **Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik (GIG)** veranstaltete vom 1.–4. Juli 1987 an der Universität Bayreuth ihren ersten internationalen Kongreß unter dem Thema »Perspektiven und Verfahren interkultureller Germanistik«. Etwa 130 Germanisten, Deutschlehrer und Kulturwissenschaftler aus über 20 Ländern nahmen an den Veranstaltungen teil. Der Kongreß wurde vorbereitet und koordiniert vom wiedergewählten Präsidenten der GIG, Professor Dr. Alois Wierlacher (Bayreuth).

Was heißt »interkulturelle Germanistik«? Sicher nicht eine Germanistik im einfachsten (räumlichen) Sinne »zwischen« den Kulturen. Wierlacher erläutert in einer Presseinformation: »Unter interkultureller Germanistik wird eine Wissenschaft vom Deutschen verstanden, die von der Kulturgebundenheit aller germanistischen Arbeit ausgeht und sich als Teil eines interkulturellen Dialogs versteht. Dabei berücksichtigt sie in Forschung und Lehre zugleich die hermeneutischen Unterschiede zwischen der Germanistik im fremdsprachlichen Ausland, der Ökogermaistik (Inlandsgermanistik) deutschsprachiger Länder und dem zwischen beiden Varianten vermittelnden Fach Deutsch als Fremdsprache.« –

Vieles in diesen Sätzen mag Fragen provozieren, mag erläuterungsbedürftig sein. Hier nur einige wenige interpretierende Hinweise: Wissenschaft »vom Deutschen« heißt natürlich Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur, verbunden mit Didaktik und Landeskunde. Letztere spezifizierende Zusätze ergeben sich aus der engen Verbindung mit dem Fach »Deutsch als Fremdsprache«. Aber das »Interkulturelle« soll noch mehr beinhalten. Es ist pointiert von der *Kulturrengelbundenheit* aller germanistischen Arbeit die Rede, was u. a. besagen soll, daß man in Forschung und Lehre nicht nur den eigenkulturellen und eigensprachlichen Interpretationsgesichtspunkt reflektieren, sondern auch fremdkulturelle und -sprachliche Betrachtungsweisen als Ausgangspunkt einnehmen will.

Dieses – ganz genau genommen – ist natürlich ein schwieriges, wenn nicht gar unmögliches Unterfangen. Denn wer könnte völlig aus seinen eigenen kulturellen Zusammenhängen hinaustreten, um die Perspektive der Fremde tatsächlich einzunehmen? Klar, so weit können die methodischen Ambitionen der »interkulturellen Germanistik« nicht gehen. Aber man will sich eben auch nicht mit der üblichen hermeneutischen Selbstreflexion zufrieden geben und erst recht nicht mit schon fast usuellen Beteuerungen zur Bereitschaft, eigenkulturell bedingte Positionen zu relativieren und Fremdkulturelles lediglich zu berücksichtigen.

Der Bayreuther GIG-Kongreß ist den angedeuteten Ansprüchen vor allem durch große Praxisnähe und durch eine außerordentliche Vielfalt von authentischen Berichten zur Lage der Germanistik im Ausland entgegengekommen. Theoretische und konzeptionelle Erörterungen standen nicht im Mittelpunkt. Es gab insgesamt acht Plenumsvorträge, auch zu wissenschafts- und kulturpolitischen Themen. Die Hauptarbeit wurde in kleinen Arbeitsgruppen geleistet, in denen u. a. über die »Bedeutung des ›Fremden und des Eigenen« als Grundkomponenten von Interkulturalität für den Lehrenden, Probleme des interkulturellen Sprach- und Literaturunterrichts, der literarischen Rezeption, der kulturvergleichenden Landeskunde, der Übersetzung und der Einordnung interkultureller Germanistik in eine interdisziplinäre Kulturwissenschaft« diskutiert wurde. Zahlreiche Forschungsprojekte wurden vorgestellt. Afrikanische Germanisten gaben bekannt, daß sie eine afrikanische Germanistenreinigung gründen wollen.

# Schlichtungsgespräche unter die Lupe genommen

## »Leck mich am Arsch« Ein alltäglicher Schlichtungsfall

Wer kennt es nicht, jenes berühmte Zitat aus Goethes »Götz von Berlichingen«, das in Schulausgaben immer nur angedeutet wird. In der Regel ist die Äußerung tabuisiert, und wer nach Götz-Manier metaphorisch aufgefordert wird, fühlt sich nach unseren gängigen kulturellen Normen beleidigt.

So auch Frau Blank, als ihr ihr Nachbar Herr Herrmann mit Götz unmißverständlich klar machte, was er von ihr und ihrer Bitte hielt, doch beim Scheibenabwischen den Motor nicht laufen zu lassen.

... wie sollte sie reagieren? Die Beleidigung war da! Jetzt ihrerseits Herrn Herrmann beleidigen? – Nein, unter ihrem Niveau. Ihn anzeigen? – Das nicht, dafür war die Sache nun doch nicht gewichtig genug. Aber einfach einstecken? – Auch nicht, es gibt eben Grenzen. Vielleicht erstmal mit Brigitte Stuhlbein reden, die mochte den Kerl ja auch nicht, und außerdem hatte Brigitte das ganze vom offenen Fenster aus mitgekriegt ...

»Das wäre doch ein Fall für den Schiedsmann«, so die erste Reaktion der Nachbarin, die gerade in der letzten Woche im Regionalprogramm über eine Sendung über diese Institution mit dem Titel »Schlichten ist besser als Richten« gestolpert war und sich die Geschichte mit großem Interesse angesehen hatte. Frau Blank war ganz überrascht; davon hatte sie noch nie etwas gehört; aber nach dem, was ihr Brigitte Stuhlbein berichtete, schien das wirklich genau die richtige Adresse zu sein... Anruf im Rathaus, Auskunft über Anschrift und Telefonnummer des für den Bezirk zuständigen Schiedsmanns, Anruf beim Schiedsmann und Vereinbarung eines ersten Gesprächstermins, all das war noch am selben Tag erledigt.

Der Schiedsmann wohnte ganz in der Nähe ... zunächst erläuterte er seinen Schlichtungsauftrag und formulierte dann zusammen mit Frau Blank einen Antrag auf Durchführung einer Güteverhandlung, in der die Streitigkeit geschlichtet werden sollte. Der Schiedsmann schlug dann noch einen Termin vor, für den dann auch an Herrn Herrmann und die Nachbarin Frau Stuhlbein – als Zeugin – Ladungen verschickt wurden.

... Frau Blank kamen nun doch wieder Bedenken – das klang jetzt alles schon fast etwas nach Gericht ...

Aber als sich Frau Blank am Morgen vor der Güteverhandlung noch zu einer Tasse Kaffee mit der Nachbarin traf, überwog bei beiden die Vorfreude darauf, daß der Herrmann endlich mal einen Denkkzettel verpaßt bekommen würde.

... wie der sich winden wird – sicher so klein mit Hut ...

Solche und ähnliche Gedanken gingen den beiden durch den Kopf, als man sich dann pünktlich in der Wohnung des Schiedsmanns traf.

Der Schiedsmann begrüßt die Anwesenden und eröffnet die Verhandlung mit einer Erläuterung seiner eigenen Rolle und der Art der Verhandlung: »... ich darf Sie darauf aufmerksam machen, daß ich kein Richter bin, sondern ein Schlichter ..., daß es eine nicht-öffentliche Sitzung ist, so daß alles, was hier geschieht, unter uns bleibt.«

... das machte er ganz bewußt so ausführlich, schließlich kennen sich die meisten Leute mit der Institution des Schiedsmanns überhaupt nicht aus, und außerdem nahm man so ein wenig den Situationsdruck von den Streitenden ...

»... nun darf ich Sie bitten, Herr Herrmann, Sie haben das ja gelesen, was Frau Blank Ihnen vorwirft ... unterhalten wir uns, wie das zustande gekommen ist und wie und was.«

... diesem Augenblick hatte Herr Herrmann mit etwas gemischten Gefühlen entgegengesehen, war er doch schon arg überrascht, als ihm vor vierzehn Tagen der blaue Brief mit der Ladung zugestellt wurde. – Diese Geschichte an jenem regnerischen Morgen hatte er eigentlich schon vergessen, war doch nichts Ungewöhnliches passiert, hatte doch schon viel schlimmere Auftritte zwischen ihm und dieser Lehrerin der Nation mit ihrer körnerfressenden Freundin (wie hieß die doch noch?) gegeben – Naja... das hatten sich die beiden schön ausgedacht! ...

All das geht Herrn Herrmann jetzt noch einmal durch den Kopf, vor allem aber auch der gute Rat eines Geschäftsfreundes, sich ja auf eine gütliche Einigung einzulassen. »Wenn das erstmal vor Gericht geht, wird's teuer für dich.«

... der wußte, wovon er sprach, hatte er doch in einem ähnlichen Fall für Anwaltshonorare, Verfahrenskosten und das Bußgeld gut und gerne einen Tausender hinblättern müssen – also zugeben und möglichst schnell hinter sich bringen – was blieb ihm sonst? Aber alle Schuld auf sich nehmen? – Das nun wieder auch nicht; er hatte doch eigentlich gar nichts getan. Macht doch jeder – noch mal schnell die Scheiben abwischen, wenn sie naß sind. Wer macht da schon den Motor aus! Und da muß doch gleich diese Frau Blank kommen und von ihrer Veranda was von Umweltverschmutzer, Motor abstellen und Anzeigen runterschreien – wem da nicht der Kragen platzt! – Geht mir sowieso mit ihrem Umweltfimmel auf den Geist – und dann immer gleich dieser aggressive Ton! – Genau so sollte er die Geschichte dem Schiedsmann erzählen ...

Und entsprechend entwickelt Herr Herrmann jetzt in seiner Stellungnahme das Bild ganz normaler routinemäßiger Vorbereitungen für eine kurze Einkaufsfahrt an einem Regentag, in denen er dann allerdings durch den wenig friedlichen Auftritt der Frau Blank gestört wurde – »Und da ist mir der Kragen geplatzt!«.

Das reicht dem Schiedsmann natürlich so noch nicht.

... »Kragenplatzen« – das konnte alles und gar nichts heißen. Da braucht er schon ein konkreteres Eingeständnis ...

»Und da haben se diesen berühmten Ausdruck von Götz von Berlichingen gesagt?« – »Jawohl.«

... na also, so weit hatte er ihn schon mal. Mit dem Zugeben der Verfehlung tun sich die meisten doch schwerer. – Und die deutlichen Abweichungen zwischen den beiden Versionen des morgendlichen Geschehens? – Runterspielen mußte er die, genauso wie die Schuldfrage. Da beißen sich die Parteien dann immer fest. – Sollte auch die Frau Blank nicht mehr darauf ansprechen. Nein – beim Eingeständnis sollte er jetzt weitermachen ...

»Dieser berühmte Satz, den Sie dort gegenüber Frau Blank haben laut werden lassen (ja immer schön vorsichtig formulieren), ist natürlich ne Beleidigung, und Beleidigungen werden nach dem Strafgesetzbuch verfolgt, und zwar nach dem Paragraph 185 bis 187a und 189. Wenn wir hier heute... wenn Sie heute sich dieses Vorfalles entschuldigen, dann entsteht hier ein Vergleich, und dann ist der Fall erledigt...«

... so, diese Drohung mit dem Strafgesetzbuch mußte sein, sonst erreicht man gar nichts. – Und jetzt sollte er dem Herrn Herrmann auch noch so ein bißchen andeuten, was passiert, wenn das hier in der Güteverhandlung nicht zu einer Einigung kommen sollte. Das wirkt eigentlich bei den meisten ...

Und die Taktik zieht auch in diesem Fall. Herr Herrmann erklärt sich bereit, sich zu entschuldigen. – Allerdings wäre das ganze dann fast noch schief gegangen: Der Schiedsmann braucht ja für die Protokollierung der Sache noch einmal ein förmlicheres Eingeständnis, und das ist Herrn Herrmann dann doch zu viel ...

... was sollte das jetzt noch, war doch alles klar, warum machte der nicht einfach sein Protokoll und damit basta? – Und außerdem: Vor den beiden da gegenüber am Tisch noch einmal alles durchkauen? – Vorführen lassen wollte er sich nicht ...

»Hab ich doch eben ganz laut und deutlich gesagt!« – Der Schiedsmann spürt die Gefahr und macht Herrn Herrmann deutlich, daß das aus Formgründen so laufen muß. Herr Herrmann fügt sich, wenn auch unwillig, und drängt auf Abkürzung des Verfahrens ...

... die beiden hatten ihre Vorstellung gehabt, aber jetzt war's auch genug! ...

Mit dem Antragsgegner ist der Schiedsmann also klar. Die kleine Unstimmigkeit ist bereinigt. – Jetzt fehlt noch die Zustimmung der Antragstellerin Frau Blank, damit die Regelung protokolliert werden kann.

... das war zwar eigentlich nur eine Formsache, war doch Herr Herrmann zu allem bereit, was Frau Blank verlangte, doch fragen mußte er schließlich ...

»Haben Sie noch irgendetwas dazu zu sagen, Frau Blank?«

... darauf hatte Frau Blank die ganze Zeit nur gewartet. Dieser Märchenerzähler, dieses Unschuldslamm! Von wegen »wutentbrannt« – besonders freundlich hatte sie das gesagt, weil's sonst sofort wieder Krach gegeben hätte (naja – hatte es ja auch so). – Und dann die Zeitangaben – als ob der Motor kaum gelaufen wäre! Fünf Minuten waren's! – Auch wenn der Schiedsmann von ihr wohl ein knappes »O.K.« erwartete, diese Version der Geschichte mußte korrigiert werden ...

»Ja, ich hab insofern etwas dazu zu sagen, daß die Ausführungen, die äh Herr Herrmann äh nun getätigt hat, effektiv nicht stimmen...«  
 – Und Frau Blank liefert noch einmal ihre eigene Version des Vorfalles. Nulens volens läßt der Schiedsmann sie gewähren. Er hat Frau Blank ja schließlich auch gefragt. –

... hätte er bloß Frau Blank gleich nach der Stellungnahme Herrn Herrmanns zu Wort kommen lassen. Aber er hatte das Verfahren ja abkürzen wollen. Aber jetzt, nachdem Herr Herrmann mit allem einverstanden war, das ganze noch einmal breittreten? – Wenn das nur gut ging; das zweite Schuldeingeständnis war dem Herrmann doch schon zu viel! – Wenn der Herrmann noch mal drauf eingeht, könnte die ganze Sache doch noch platzen ...

Und kaum ist Frau Blank bei der inkriminierten Äußerung angekommen, fällt ihr der Schiedsmann fast ins Wort: »Das war'n die Tatsachen, gut«.

... und jetzt schnell weg von den unterschiedlichen Versionen des Vorfalles ...

... entscheidend ist natürlich dabei, daß Herr Herrmann das nun einsieht und das zurücknimmt ...«

... ein Glück, es kam nichts mehr. – Das war noch einmal gut gegangen. Nur schnell das Protokoll aufsetzen jetzt ...

Und der Schiedsmann tippt das Protokoll der Güteverhandlung, das er dann den Parteien noch einmal vorliest: »... folgender Vergleich geschlossen: Erstens, Herr Herrmann bedauert den Vorfall und entschuldigt sich äh für die äh beleidigenden Äußerungen gegenüber Frau Blank. Zweitens, Herr Herrmann übernimmt die Kosten vor dem Schiedsmann in Höhe von 51,80. Drittens, Herr Herrmann verpflichtet sich, die entstandenen Kosten bis zum 15. Oktober 1984 zu erstatten. Viertens, Frau Blank nimmt die Entschuldigung an und verzichtet auf weitere gerichtliche Schritte«.

Die Parteien unterschreiben das Protokoll, und der Schiedsmann will, nachdem er sich bei den Parteien für ihre Mitwirkung an der Streitbeilegung bedankt hat, noch eine freundliche Ermahnung für die Zukunft mit auf den Weg geben. Aber dazu kommt er nicht mehr ... »Kann ich Ihnen das Geld nicht gleich geben?« – Herr Herrmann zückt das Portemonnaie und blättert den genannten Betrag auf den Tisch, bittet noch um eine Quittung, die ihm der Schiedsmann zuschicken verspricht, und noch ehe der Schiedsmann sein »Aber ich hoffe, daß Sie sich nun wieder vertragen. Das ist ja der Sinn der Sache« losgeworden ist, hat Herr Herrmann nach einem knappen »Auf Wiedersehen« die Tür hinter sich zugemacht ...

... ein gelungener Abgang – Zahlen und raus – denen hatte er noch mal gezeigt, was er von der ganze Sache hielt ...

## Das Projekt »Schlichtungsgespräche«

Die feuilletonistische Fallbeschreibung »Leck mich am Arsch...« läßt erkennen, daß sich sowohl Herr Herrmann als auch Frau Blank in gewisser Weise im Recht fühlen. Vorkommnisse in der schon länger angespannten Nachbarschaftsbeziehung und auch das strittige Ereignis selbst liefern beiden Seiten »gute Gründe« für ihre jeweiligen (Rechts-)Überzeugungen. Dies ist eine für Schlichtungsgespräche typische Konstellation: Den Streitparteien geht es jeweils darum, ihren (Rechts-)Standpunkt zu behaupten, ihre Forderungen, so gut es geht, durchzusetzen, während der neutrale Dritte sich darum bemüht, zwischen den jeweiligen (Rechts-)Standpunkten und (Rechts-)Forderungen so weit zu vermitteln, daß eine einvernehmliche Regelung des Konflikts zustande kommen kann.

Eigene Erfahrungen lehren, daß Streitschlichtung ein Unterfangen ist, in dem jeder Beteiligte emotional sowie rhetorisch stark gefordert wird. Und wie z. B. bei Tarifschlichtungen immer wieder verfolgt werden kann, kommt oft nur sehr schleppend Bewegung in die Positionen der Parteien, pendelt das Verhandlungsgeschehen zwischen Stillstand und Eskalation. Zugleich aber besteht Gewißheit, daß für keine Seite ein Scheitern der Schlichtung von Vorteil ist. Schlichtungsgespräche sind also besonders turbulente Kommunikationsergebnisse, in denen das Erreichen des eigentlich anzustrebenden praktischen Zwecks bis zum Schluß gefährdet bleibt.

Für Kommunikationswissenschaftler und Interaktionsforscher sind Schlichtungsgespräche ein sehr reizvoller, wenn auch erhebungstechnisch und analytisch schwer zugänglicher Untersuchungsgegenstand. Das Interesse daran erhöht sich noch angesichts der in den letzten Jahren zunehmenden Verbreitung institutionell geregelter Schlichtungsverfahren, mit denen auf die Ausdifferenzierung »neuer« Konfliktlagen und auch auf das rechtspolitische Bestreben um Entlastung des Justizapparates reagiert worden ist. So sind Schlichtungsgespräche nicht nur ein Gegenstand, der dem Fachwissenschaftler attraktiv erscheinen mag, sondern ein Objektbereich, bei dessen sprach- und kommunikationswissenschaftlicher Erforschung sich die Gelegenheit bietet, Verbindungen zu aktuellen Fragestellungen in anderen Disziplinen und auch unmittelbare Praxisbezüge herzustellen.

In der Abteilung *Sprache und Gesellschaft* des IDS wird ein Forschungsprojekt mit dem Titel »Schlichtung – Gesprächs- und Interaktionsanalyse eines Verfahrens zur Lösung sozialer Konflikte« durchgeführt. Im Rahmen dieses Projekts entstanden eine Vielzahl von Gesprächsaufnahmen, Beobachtungsprotokollen und Interviews in verschiedenen Einrichtungen, die Schlichtungsaufgaben wahrnehmen: bei Schiedsmännern und in Vergleichsbehörden, im Familien-, Amts-, Land-, Sozial- und Arbeitsgericht sowie in Schlichtungsstellen für Verbraucherstreitigkeiten (Gebrauchtwagen, Textilreinigung, Handwerkskammer). Auch wurden Tonbandaufnahmen in solchen Kontexten gemacht, in denen eher spontan oder zufällig geschlichtet wird (Familie, Jugend-Freizeitheim, therapeutische Gespräche). Das so gewonnene Textkorpus ist einzigartig. Zum ersten Mal ist es gelungen, relativ systematisch Schlichtungsgespräche aufzunehmen und der wissenschaftlichen Auswertung zugänglich zu machen. Sie werden unter strikter Einhaltung datenschutzrechtlicher Bestimmungen verschriftlicht und analysiert.

Ziel des Projekts ist es, das interaktive Geschehen beim Schlichten zu dokumentieren und die Kommunikationsstrukturen, die diesem Geschehen zugrundeliegen, aufzudecken. Insbesondere werden Ablaufstruktur und Interaktionsdynamik von Schlichtungsgesprächen rekonstruiert, der Einsatz sprachlicher Muster und Figuren bestimmt sowie die Handlungsstrategien und Wirklichkeitsauffassungen der Beteiligten herausgearbeitet. Die Forschungsarbeit orientiert sich an handlungstheoretischen, ethnomethodologischen, textlinguistischen und rechtssoziologischen Ansätzen. Sie ist als empirisch fundierte Theoriebildung angelegt.

Inzwischen sind – über die Analyse der Verlaufsstruktur hinaus – eine Reihe von Aspekten intensiver bearbeitet worden. Dazu gehören:

- das subjektive Konfliktverständnis der Streitparteien und dessen interaktive Entfaltung
- normative Bewertungen sowie Handlungsbegründungen und -erklärungen mittels stereotyper Denkfiguren
- die Verquickung von Streitaustragung und Streitbeilegung im Schlichtungsgespräch
- Techniken der Herbeiführung von Einigung.

Mit der Forschungsarbeit wird auch angestrebt, Schlichtungspraktiken Anregungen geben zu können, insbesondere sie für regelmäßig auftretende Kommunikationsprobleme, deren Entstehungsbedingungen und für Methoden ihrer konstruktiven Bewältigung zu sensibilisieren.

## Das Götz-Zitat Ausschnitte aus der Fallanalyse

Im folgenden werden Ausschnitte aus einer Fallanalyse jenes Schlichtungsgesprächs wiedergegeben, das eingangs feuilletonistisch dargestellt wurde.

Mikroanalytische Einzelfallstudien, in denen es vor allem um die Bestimmung der Wirkungsweise einzelner sprachlicher Mittel im Interaktionskontext geht, stellen die erste Stufe der empirischen Arbeit im Projekt dar; auf der Grundlage ihrer Ergebnisse werden die Projektaufgaben systematisch bearbeitet.

### Gesprächsausschnitt A

HERRM: darauf kam frau blank wutentbrannt aufn par auf den auf ihre veranda → Ø und sachte mach den motor aus du umweltschmutzer ich zeige dich an! Ø und da ist mir der kragen geplatzt.]  
 SCHM: ja → (LEISE) ØØ und da haben se diesen berühmten  
 HERRM: jawohl! (LAUT) jawohl →  
 SCHM: ausdrück von götz von berlichingen gesagt  
 naja gut schön → Ø ääh! ØØ na ja daß man äh → Ø hier → Ø steht ja zwar drin

Dieser Gesprächsausschnitt ist Teil der Stellungnahme des Antragsgegners, Herrn Herrmann, mit der dieser auf die Anschuldigung reagiert. Er ist gerade dabei, das Verhalten der Kontrahentin, Frau Blank, zu schildern, auf das er mit dem Götz-Zitat reagiert hatte.

Auffällig ist, daß Herr Herrmann den Vorfall selbst nicht explizit formuliert. Der metaphorische Ausdruck *kragen geplatzt* ist mehrdeutig. Er kann entweder die inkriminierte Äußerung selbst metaphorisch beschreiben oder den gefühlsmäßigen Zustand, aus dem heraus Herr Herrmann dann das inkriminierte Verhalten ausgeführt hat, ohne daß der Vorfall eigens formuliert würde. In jedem Fall bleibt durch den vagen metaphorischen Ausdruck ein großer Deutungsspielraum.

So führt auch der Schiedsmann stellvertretend die Stellungnahme weiter, indem er den Vorfall eigens und ausdrücklich formuliert *ja ØØ und da haben se...* Die Pause nach dem Bestätigungssignal *ja* könnte als Aufforderung an Herrn Herrmann interpretiert werden, die Stellungnahme von sich aus zu Ende zu führen. Erst als dies nicht geschieht, ergänzt der Schiedsmann selbst. Inhaltlich ist bei dieser

Ergänzung des Schiedsmanns die tabuisierende Umschreibung *diesen berühmten ausdrück* auffällig; die Umschreibung könnte wiederum als Mittel interpretiert werden, durch entschärfende Konflikt-darstellung den Streit selbst nicht wieder aufleben zu lassen.

Nach einer nochmaligen Bestätigung von Herrn Herrmann (*jawohl*) geht der Schiedsman unmittelbar zur Konfliktreformulierung über: Die Konfliktreformulierung ist jener Handlungsstrang im Schlichtungsgeschehen, in dem der Schlichter gefordert ist, eine parteiunabhängige Perspektive auf den Streit zu entwickeln, aus der heraus eine schlichtungsfähige Formulierung des Konflikts möglich wird und über die eine Einigung angebahnt werden kann.

Der Schiedsman beginnt seine Konfliktreformulierung mit einer Bewertung der Stellungnahme. Bei erstem Ansehen erscheint diese Bewertung als ungewöhnlich, geradezu als »Gestammel«: *naja gut schön ääh*  $\emptyset \emptyset$  *naja daß man äh*  $\rightarrow \emptyset$ . Bei genauerer Überlegung ist sie innerhalb eines Schlichtungskontextes und des konkreten Falles im besonderen aber durchaus funktional: Der Schiedsman reagiert auf Herrn Herrmanns Stellungnahme, läßt aber inhaltlich zunächst alles in der Schwebe; die Äußerung erfüllt Minimalanforderungen an eine Reaktion-auf-eine-Stellungnahme, ohne daß der Schiedsman sich auf eine konkrete inhaltliche Würdigung festlegen würde; es bleibt noch alles offen, und kein Verhandlungsspielraum wird verschont.

#### Gesprächsausschnitt B

SCHM: und dann ist sie auf sie zugekomm hat gesacht  $\rightarrow \emptyset$  mache oder mach  
 HERRM: + und vor allem mit einem ton  $\rightarrow \emptyset$   
 SCHM: oder machen se bitte den wagen aus↓  
 HERRM: da  
 SCHM: ja  $\rightarrow \emptyset$  gut  $\rightarrow \emptyset \emptyset$  sicher der ton macht immer die musik  $\rightarrow \emptyset \emptyset$  aber ääh  
 HERRM: wir sowieso mehrere differenzen miteinander haben↓  $\emptyset$   
 SCHM: ja  $\rightarrow \emptyset$  gut  $\rightarrow \emptyset$   
 HERRM: gut  $\rightarrow \emptyset$  das  $\rightarrow \emptyset$  spielt auch nix  
 SCHM: die ich hier nicht prüfen kann↓ und auch nicht und auch nicht  
 HERRM: zur sache jetzt↓  
 SCHM: will  $\rightarrow$

Im Zuge der Konfliktreformulierung trägt der Schiedsman nochmals Frau Blanks Anschuldigung vor. Herr Herrmann nutzt diese Darstellung zu zwei interessanten Einwüfen, die für die Aushandlungsdynamik von Schlichtungsgesprächen generell charakteristisch sind:

Erster Einwurf: *und vor allem mit einem ton*  $\rightarrow$

Herr Herrmann definiert den vom Schiedsman vorgetragenen Anschuldigungsbestandteil in einer Weise um, daß er gegen Frau Blank selbst spricht; dies gelingt durch einen schnellen Anschluß (+) und die Phrase *und vor allem*. Dadurch erscheint sein Einwurf reorganisatorisch als kontinuierliche Fortschreibung der Ausführung des Schiedsmanns. Herr Herrmann übernimmt syntaktisch und inhaltlich die Äußerung des Schiedsmanns und präzisiert sie scheinbar in einem wesentlichen Punkt. Mit der Präzisierung erhält die Vorgangsäußerung des Schiedsmanns jedoch einen anderen Status: Sie wird zum Bestandteil einer Anschuldigung gegen Frau Blank umfunktioniert.

Der Schiedsman, dem es offensichtlich darum geht, den Anschuldigungssachverhalt im Gespräch stabil zu halten, begegnet dieser Umdeutung von Herrn Herrmann durch Einsatz eines Stereotyps – und zwar in der besonderen Weise, dadurch Herrn Herrmanns Einwand anzuerkennen und zugleich zu trivialisieren und gegenstandslos zu machen. Mit *ja gut* nimmt der Schiedsman Herrn Herrmanns Feststellung zur Kenntnis, deutet mit *sicher* an, daß es sich um einen bekannten, nicht erwähnenswerten Tatbestand handelt und formuliert dann mit Hilfe des Stereotyps die allgemeine Regel *der ton macht immer die musik*, unter die sich Herrn Herrmanns Feststellung fassen läßt, und baut schließlich zu dem Ganzen durch das nachfolgende *aber* noch eine Gegensatzstruktur auf. Indem der Schiedsman aber Herrn Herrmanns Feststellung nur als bekannten Fall einer allgemeinen Regel formuliert, bestätigt er ihn zwar, entzieht ihm jedoch die intendierte fallspezifische Brisanz und entwertet ihn damit. Daß der Ton die Musik macht, ist zwar richtig, so ließe sich paraphrasieren, aber eben nichts Besonderes.

Zweiter Einwurf: *da wir sowieso mehrere differenzen miteinander haben*↓

Dieser Einwurf von Herrn Herrmann verweist auf eine komplexe Konfliktgeschichte, in der der debattierte Vorfall nur ein Element darstellt; Herr Herrmann führt den Entwurf als Begründung für den *ton* an, in dem Frau Blank ihm gegenüber aufgetreten wäre. Damit stützt er auf argumentativer Ebene seinen ersten Einwurf: »Differenzen miteinander haben« erklärt alltagsweltlich »diesen Ton«. Zugleich macht er auf handlungsstrategischer Ebene deutlich, daß Frau Blank am Zustandekommen des Vorfalles nicht schuldlos ist.

Diese Expansion des Konfliktsachverhalts auf die gesamte Konfliktgeschichte blockiert der Schiedsman: *ja*  $\rightarrow \emptyset$  *gut*  $\rightarrow \emptyset$  *die ich hier nicht prüfen kann*↓ ...

Er tut dies in einer sehr geschickten Weise: Zunächst ratifiziert er die Expansion und läßt sie inhaltlich gelten (*ja gut*), in der relativen Fortführung des Expansionsversuchs stellt er syntaktisch Kontinuität zu diesem her, schließt ihn inhaltlich aber als Verhandlungsgegenstand aus.

Hiermit wird deutlich, daß in der Verhandlung zwischen lebensweltlicher Konfliktrealität und verfahrensmäßig zu behandelnder Konfliktrealität unterschieden wird und für das Gespräch nur letzteres eine Rolle spielt.

Herr Herrmann besteht auch gar nicht darauf, daß die komplexe Konfliktgeschichte zum Verhandlungsgegenstand gemacht wird: *gut*  $\rightarrow \emptyset$  *das*  $\rightarrow \emptyset$  *spielt auch nix zur sache jetzt*↓. Gleichwohl sind die semantischen Implikationen des Hinweises auf die Konfliktgeschichte nicht getilgt – Herr Herrmann verfährt hier nach dem rhetorischen Prinzip: »Etwas bleibt immer hängen«.

Carl Heymanns Verlag zu Berlin W 8

## Verse für das Sprechzimmer des Schiedsmannes

Nr. Z 292. Vers 1: *Das Klagen bei Gericht laßt lieber sein, viel Kosten bringt's, Verdruß und Ärger ein. Hört meinen Rat: Der Zwietracht macht ein Ende, vergleicht Euch hier. Reicht Euch verdhnt die Hände.* Auf weißem Karton gedruckt in der Größe von 21 x 29,7 cm. Preis einzeln 20 Pf., bei 10 Stück je 15 Pf., bei 25 Stück je 12 Pf.

Nr. Z 293. Vers 2: *Wer viel prozeßt und wer viel streift, ist nicht geschäft. Nur der ist klug, nur der lebt leicht, der sich vergleicht.* Ausführung und Preise wie bei Nr. Z 292.

Nr. Z 294. Vers 3: *Laßt beim Gericht das Klagen, es trägt nur Kosten ein. Viel besser ist: Vertragen! Ihr werdet's nicht bereu'n.* Ausführung und Preise wie bei Nr. Z 292.

Sortiment der Verse Nr. Z 292, Nr. Z 293 und Nr. Z 294. Preis poffrei 50 Pf.

## Amtschilder und Amtsfiegel

Amtschild in Emaille mit dem Wortlaut „Amt des Schiedsmannes“ und dem preußischen Adler. Größe 30 x 40 cm. Preis M 12,50

Amtschild in emailleartig lackierter Blechführung (Zinkblech) mit unverwundlich erhabenen gepreßter Schrift und Umrandung. Größe 30 x 40 cm. Preis M 8

Dienstfiegel in Kautschuk mit dem Wortlaut „Amt des Schiedsmannes“ und dem preußischen Adler. Preis M 2

Dienstfiegel in Kautschuk mit dem Wortlaut „Amt des Schiedsmannes“ und dem preußischen Adler sowie Hinzufügung des Ortsnamens oder des Bezirkes. Preis M 2,35

#### Gesprächsausschnitt C

SCHM: herr herrmann  $\rightarrow$  (LAUT)  $\emptyset$  bei allem was passiert is  $\rightarrow \emptyset$  mach-möglich-sein  $\rightarrow$  (GENUSCHELT)  $\emptyset$  aber  $\rightarrow \emptyset$  dieser berühmte satz  $\rightarrow \emptyset$  den sie dort gegenüber frau blank  $\rightarrow \emptyset$  haben laut werden lassen  $\rightarrow \emptyset$  das  $\rightarrow \emptyset$  ist natürlich ne bel/  $\emptyset$  ne beleidigung↓  $\emptyset \emptyset$  und beleidigungen gehn ja  $\rightarrow \emptyset$  werden ja nach dem strafgesetzbuch verfolgt  $\rightarrow \emptyset$  und zwar  $\rightarrow \emptyset$  nach dem paragraph hundertfünfundachtzig bis hundertsebenundachtzig a und hundertneunundachtzig  $\rightarrow \emptyset$  nach dem strafgesetzbuch↓  $\emptyset$  wenn wir hier heute  $\rightarrow \emptyset$  wenn sie heute  $\rightarrow \emptyset$  sich dieses vorfalls auch entschuldigen  $\rightarrow \emptyset \emptyset$  dann entsteht hier ein vergleich  $\rightarrow \emptyset$  und dann ist der fall erledigt  $\rightarrow \emptyset$  und ääh völ völlig aus der welt geschaffen  $\rightarrow \emptyset$

Es handelt sich hier um das Zentrum der Konfliktformulierung, in dem der Schiedsman eine parteiunabhängige, »dritte« Interpretation des Geschehens vornimmt.

Diesem Gesprächsausschnitt ging voran, daß der Schiedsman den Kern der Anschuldigung, die Beleidigung, noch einmal, mit Hilfe einer Zeugin, als Faktum abgesichert hatte.

Mit dem nachdrücklichen Aufruf *Herr Herrmann* markiert der Schiedsman den Beginn der entscheidenden Verhandlungsphase und verdeutlicht ihm, daß es jetzt »ernst« wird. Darauf bewertet er die bisher vorgetragenen Konfliktversionen, indem er mit Hilfe einer zwar-aber-Figur (*mach-möglich-sein... aber*) die Beleidigung als das eigentlich Relevante herausstellt. Er zweifelt Herrn Herrmanns Konfliktdarstellung zwar nicht an, er kennzeichnet sie jedoch – ausgenom-

men den »berühmten Satz« – als nicht weiter verhandlungsrelevant. An der Formulierung fällt auf, daß der fokussierte Streitausschnitt wieder nur tabuisiert erwähnt wird. Auffallend ist auch die Formulierung *haben laut werden lassen*, durch die der Schiedsmann die Verantwortlichkeit des Delikts verdeutlicht wird. Dazu gehört möglicherweise schon der Abbruch am Beginn der Deliktbenennung *bel/*, der ihre Wiederholung erfordert, auf jeden Fall aber der Einsatz des Adverbs *natürlich*, das Zweifel an der Fraglosigkeit der Zuschreibung gar nicht erst aufkommen läßt, und die intonatorische Qualität der ganzen Phrase, die sowohl die Selbstverständlichkeit der Zuschreibung als auch die Wichtigkeit des zugeschriebenen Delikts suggeriert.

Der Vorfall wird nun auf eine bestimmte justitiable Kategorie, nämlich *beleidigung*, hin interpretiert, und diese Interpretation erfolgt nicht ohne inszenatorischen Aufwand, durch den vor allem die Fraglosigkeit der vorgenommenen Zuschreibung und die Wichtigkeit des Delikts verdeutlicht wird. Dazu gehört möglicherweise schon der Abbruch am Beginn der Deliktbenennung *bel/*, der ihre Wiederholung erfordert, auf jeden Fall aber der Einsatz des Adverbs *natürlich*, das Zweifel an der Fraglosigkeit der Zuschreibung gar nicht erst aufkommen läßt, und die intonatorische Qualität der ganzen Phrase, die sowohl die Selbstverständlichkeit der Zuschreibung als auch die Wichtigkeit des zugeschriebenen Delikts suggeriert.

Diese Reinterpretation stellt bereits den ersten Schritt eines komplexen Programms der Konfliktbearbeitung dar, das am gerichtsähnlichen Verfahren orientiert ist und den Konfliktsachverhalt sukzessive in einen gerichtsähnlich behandelbaren Sachverhalt transformiert. Dieses Programm findet sich in Güteverhandlungen häufig. Es besteht charakteristisch aus folgenden Schritten:

1. Reinterpretation der Stellungnahme auf eine justitiable Kategorie hin: im vorliegenden Fall *beleidigung*,
2. Feststellen des Deliktcharakters von *beleidigung* anhand des juristisch kodifizierten Normbestandes,
3. Aufzeigen der Bedingungen der Konfliktbereinigung bzw. der im Bearbeitungsprogramm vorgesehenen Sühnemaßnahmen für das Delikt.

Durch die Vorführung dieses Bearbeitungsprogramms gelingt es dem Schiedsmann zum einen, die kritische Schwelle zwischen dem Aktivitätskomplex der Konfliktrekonstruktion und dem Komplex der Herstellung von Einigung zu überschreiten, ohne die Bearbeitung des ersten Komplexes von den Streitparteien ratifizieren zu lassen. Auseinandersetzungen zwischen den Streitparteien untereinander oder je einer mit dem Schiedsmann wird so kein Raum gelassen. Zum andern gelingt es dem Schiedsmann, eine von vielen denkbaren Einigungsmöglichkeiten – sich entschuldigen – als zwangsläufiges Resultat der vorhergegangenen Bearbeitungsschritte auszugeben und damit tendenziell der Diskussion zu entziehen. Dies wird unterstützt durch die Formulierung *dann entsteht hier ein vergleich*, so als käme dieser zustande, ohne daß er vom Willen oder den Interessen der konkreten Beteiligten abhinge. Der Schiedsmann erweckt den Eindruck, als agiere er nur als ausführendes Organ eines abstrakt vorgegebenen Verfahrens für die Sühne von Beleidigungen.

#### Transkriptionszeichen

- ∅ = Pause, ca. 1 sec.
- ∅∅ = Pause, ca. 2 sec.
- = gleichbleibende Intonation
- ↑ = steigende Intonation
- ↓ = fallende Intonation

- / = Abbruch
- an = Emphase
- (LEISE) = Kommentar
- da
- ääh = simultanes Sprechen

#### Publikationen aus dem Projekt »Schlichtungsgespräche«

- Nothdurft, Werner (1986): Zündstoff. Das Management explosiver Sachverhalte in Schlichtungs-Gesprächen. In: Worstbrock, F. J./H. Koopmann (Hrsg.): Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit. Bd. 2 der Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses. Göttingen 1985. Tübingen, S. 12–23.
- Nothdurft, Werner/Thomas Spranz-Fogasy (1986): Der kulturelle Kontext von Schlichtung. Zum Stand der Schlichtungs-Forschung in der Rechts-Anthropologie. In: Zeitschrift für Rechtssoziologie 7, S. 31–52.
- Reitemeier, Ulrich (1985): Studien zur juristischen Kommunikation. Eine kommentierte Bibliographie. Unter Mitarbeit von Otmar Bettseider. Tübingen (= Forschungsbericht des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim, Bd. 56).
- Spranz-Fogasy, Thomas (1986): »widersprechen«: zu Form und Funktion eines Aktivitätstyps in Schlichtungsgesprächen; eine gesprächsanalytische Untersuchung. Tübingen (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim, Bd. 62).

#### 1987 erscheinen:

- Klein, Wolfgang/Werner Nothdurft: »Die Rauferei oder Das andere Thema«. Einführende Bemerkungen zur Gesprächsanalyse einer Güteverhandlung vor dem Schiedsmann.
- Klein, Wolfgang: Die Kunst des Schlichtens. Techniken der Herbeiführung von Einigung in einer Güteverhandlung vor dem Schiedsmann.
- Nothdurft, Werner: Die Ordnung des Konflikts. Gesprächsanalyse der Konfliktbehandlung in einer Güteverhandlung vor dem Schiedsmann.
- Reitemeier, Ulrich: Subjektive Normorientierung und ihre Geltendmachung in der Güteverhandlung vor dem Schiedsmann. Darstellungsverfahren des Konflikt- und Rechtsverständnisses der beschuldigten Partei.
- Schröder, Peter: Sprachliches Funktionieren und interaktive Funktion von Stereotypen in einer Güteverhandlung vor dem Schiedsmann.
- alle in: Röhl, Klaus F. (Hrsg.): Das Güteverfahren vor dem Schiedsmann. Soziologische und kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen. Köln.
- Nothdurft, Werner: Interaktive Paradoxa konsensueller Konfliktlösung: Der Fall des »Schiedsmanns«. In: Hoffmann, L. (Hrsg.): Rechtsdiskurse. Tübingen.

Eine Gesamtdarstellung und ein Textband sind in Vorbereitung.

Die Autoren sind wissenschaftliche Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache.

## SPRACHUNTERRICHT FÜR GEHÖRLOSE

Kolloquium der Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Am 26. und 27. Juni trafen auf Einladung der IDS-Kommission Pädagogen, Soziologen, Mediziner und Linguisten in Mannheim zusammen, um Zielsetzungen und Probleme des *Sprachunterrichts für Gehörlose* zu erörtern, und nicht zuletzt, um Perspektiven für eine engere Zusammenarbeit der verschiedenen Disziplinen und für einen stärkeren Einbezug der linguistischen Grundlagenforschung in

die Gehörlosenpädagogik zu diskutieren.

Um welche Fragen ging es den dreißig Teilnehmern? – Das Ziel erscheint relativ klar vorgegeben: Dem Gehörlosen (insbesondere dem »prälingualen« Gehörlosen, der deutlich abgegrenzt wird von dem »postlingualen« Gehörlosen, dem sekundär Ertaubten) soll es *in irgendeiner Form* möglich werden,

an der Interaktion und Kommunikation normal Hörender teilzunehmen, sich gleichzeitig aber auch in der Gehörlosengemeinschaft selbst optimal verständigen zu können. Zwei Aspekte sind angesprochen:

- Mit welchen sprachlichen und nicht-sprachlichen kommunikativen Mitteln soll der Gehörlose an der Kommunikation in der Sprachgemeinschaft wie in der Gehörlosengemeinschaft teilhaben können? (*Zielfrage*).
- Mit welchen methodisch-didaktischen Mitteln kann er zu dieser oder jenen Art von Partizipation optimal befähigt werden? (*Methodenfrage*).

Zentral ist hierbei die Frage, ob die Entwicklung der Gebärdensprache in der Gehörlosengemeinschaft soweit in den Vordergrund treten darf, daß das

unumstrittene Ziel der Rehabilitation und der sozialen Integration des Gehörlosen in die Gemeinschaft der Hörenden aus dem Blick gerät.

Wird der Einsatz der Gebärdensprache, wie er von einer Forschergruppe am Hamburger »Zentrum für deutsche Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser« (aus deren Arbeit berichtete S. Prillwitz) empirisch untersucht wird, zum pädagogischen Programm, so komme dies der Propagierung von »deaf power« gleich, wie K. Schulte von der PH Heidelberg meinte, jedenfalls solange nicht gleichzeitig mit allen verfügbaren pädagogischen Mitteln der Erwerb einer Laut- bzw. Schriftsprache gefördert werde. Aber ging es S. Prillwitz nicht eher darum, Umfang und Art und Weise der methodischen Berücksichtigung der Gebärdensprache in der Gehörlosenpädagogik neu zu überdenken?

Soll hier wissenschaftlich fundiert entschieden werden, so brauchen wir zunächst einmal mehr empirisches Wissen darüber, wie das System der deutschen Gebärdensprache, die in der Gehörlosengemeinschaft praktiziert wird, denn tatsächlich aussieht. Wir müssen zunächst einmal wissen, »was im deutschen Sprachraum »gebärdet« wird« oder, wie es im Bairischen heißt, was »gedeutet« wird. Die Deutsche Gesellschaft zur Förderung

der Gehörlosen und Schwerhörigen hat beispielsweise damit begonnen, ein siebenbändiges »Gebärdenlexikon« zu erarbeiten.

Vielleicht ist es gerade dieser empirisch-dekriptive, nicht normative Grundansatz der Linguistik, der von der notwendigerweise normativen Pädagogik allzu leicht mißverstanden wird. Denn neben der eigentlich interessierenden Frage, wie Gebärdensprache und Laut- und Schriftsprache praktisch erfolgreich zusammenwirken können, schien es gelegentlich doch auch darum zu gehen, ob man der Aufwertung der Gebärdensprache denn das Ziel der Integration des Gehörlosen in eine »normale« Schule opfern solle. Natürlich nicht. Aber hüten wir uns, hier falsche Alternativen zu diskutieren, die den Betroffenen nicht weiterhelfen – so haben es wohl auch die Referenten und Diskutanten erfreulicherweise selbst gesehen.

Interessant an dieser Diskussion ist nicht zuletzt die überraschende Parallele zu den in der Linguistik derzeit diskutierten Problemen des Spracherwerbs von Migrantenkinder in der Bundesrepublik. In der Tat wird – vergleichbar etwa der deutsch-türkischen Zweisprachigkeit eines in der Bundesrepublik lebenden türkischen Kindes – auch in der Gehörlosenpädagogik von einer »Zweisprachigkeit« derjenigen

gesprochen, die gleichermaßen Laut- und Gebärdensprache beherrschen. In der Tat betrachten wir auch die Gehörlosen (vergleichbar den ausländischen Arbeitnehmern) als Mitglieder einer Minorität, denen wir eher Mitleid entgegenbringen, anstatt auf sie zuzugehen und ihre Beziehungsangebote nicht »ins Leere gehen« zu lassen.

In der Tat – und hier ist auch eine Parallele zur jüngsten Entwicklung in der Linguistik zu sehen – ist eine rein sprach- und personenorientierte Betrachtungsweise (so H. Ding von der PH Heidelberg) inzwischen weitgehend durch ein »interaktionsorientiertes Paradigma« abgelöst worden. Danach ist Gehörlosigkeit in erster Linie als kommunikative Beziehungsstörung zu betrachten. So gesehen, ist nun auch der Nicht-Hörbehinderte in gewisser Weise in die Gehörlosenpädagogik einzubeziehen. Aufklärung der Hörenden tut Not! Über Sprachgebrauch und Sprechweise, über fremdartig wirkende, übersteigerte Mimik des Gehörlosen und so weiter.

Ziel solcher Aufklärung: Wir brauchen – auch hier wieder die Parallele zur »Ausländerpolitik« – den Gehörlosen nicht mehr als »in unerwünschter Weise anders« zu empfinden, wir könnten eine normale kommunikative Beziehung zu ihm aufnehmen, anstatt ihn zu bemitleiden. Bernd U. Biere

# WIE TEXTE UNS BEEINFLUSSEN

## Eine Bilanz der psychologischen »Persuasionsforschung«

Es ist eine der sicheren Überzeugungen unseres Alltagsdenkens, daß die Einstellungen von Menschen durch bestimmte Arten von Texten beeinflusst werden können. Von dieser Überzeugung leben schließlich ganze Zünfte, die verschiedene Techniken zur Einflußnahme in den Medien entwickeln, sei es im Rahmen der Werbung, von Wahlkämpfen, politischer Propaganda oder etwa in gesundheitsbezogenen Aufklärungskampagnen.

Historisch war das Interesse an solchen persuasiven (d. h. Beeinflussungs-) Prozessen während des 2. Weltkriegs besonders groß. Vorwiegend mit dem Ziel einer effektiven Propaganda im Rahmen der sog. psychologischen Kriegsführung, aber auch auf dem Hintergrund eines wachsenden Glaubens an die nahezu unbegrenzte technologische Manipulierbarkeit aller gesellschaftlichen Bereiche,

einschließlich des Menschen selbst, wurde wissenschaftliche Forschung gefördert, die die Bedingungen effektiver Überredung oder Überzeugung (Persuasion) zu klären versuchte.

Seit Erscheinen der ersten empirischen Studien in den USA (in den zwanziger Jahren) ist die »Persuasionsforschung« enorm gewachsen, und mit der Zeit sind im Rahmen verschiedener Persuasionsmodelle immer spezifischere Einflußfaktoren untersucht worden. Ein gemeinsames Merkmal hat sich allerdings gehalten: die Forschung blieb weitgehend »effektivitätsorientiert«. D. h. es wurde weniger danach gefragt, welche Art von Einstellungsänderungen aufgrund von persuasiven Texten zu erwarten ist oder welche Prozesse sich im Zuge solcher Veränderungen abspielen – Fragen dieser Art finden erst in letzter Zeit mehr Beachtung –; vielmehr galt

das primäre Interesse dem Ausmaß der erzielten (und erzielbaren) Einstellungsänderungen. Und man fragte weiter, wie solche Einstellungsänderungen von (möglichst manipulierbaren) Faktoren des kommunikativen Kontextes abhängen, wie z. B. von der Glaubwürdigkeit des Kommunikators oder der Abfolge von Pro- und Kontra-Argumenten im persuasiven Text.

Den Ertrag der Forschungsbemühungen zur Persuasion kann man wohl – wie in vielen anderen Forschungsfeldern auch – mit dem Spruch kennzeichnen: »Where is the knowledge? We've lost it in the information.« Die vielfältigen Untersuchungen haben eine lange Reihe von Ergebnissen erbracht, die kaum mehr überschaubar und beurteilbar sind. Uneinheitliche und z. T. sogar widersprüchliche Forschungsergebnisse mögen dazu geführt haben, daß das Interesse an Fragen der Persuasionsforschung mit der Zeit erlahmte und heute in Sozialpsychologie, Kommunikations- und Medienwirkungsforschung nur noch von untergeordneter Bedeutung ist. Es wäre jedoch unvernünftig und unökonomisch, sich in der Wissenschaft neuen Fragen und Modellen zuzuwenden, ohne das bereits Erarbeitete gesichert

und verfügbar gemacht zu haben. Denn das würde dazu führen, daß einer modernen Kommunikationstheorie auch die brauchbaren und gesicherten Befunde aus der Forschungstradition nicht mehr zur Verfügung stünden.

Deshalb werden in einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Forschungsprojekt am Psychologischen Institut der Universität Heidelberg (Abteilung Allgemeine Psychologie und Psycholinguistik) derzeit Arbeiten zur »Persuasion durch Texte« gesammelt und ausgewertet. Die wichtigsten Ziele sind dabei:

1. die Vielfalt der empirischen Forschung zum Thema »Persuasion durch Texte« zu ordnen und zu strukturieren und
2. die verschiedenen, z. T. widersprüchlichen Ergebnisse so zu integrieren, daß ein abschließendes Urteil zu jedem untersuchten Effekt abgegeben werden kann, daß also die – wie der Psychologe sagt – »bewährten« Ergebnisse »herausgefiltert« werden können.

Hierzu wird die sogenannte »Metaanalyse-Technik« verwendet. Diese wurde in den siebziger Jahren entwickelt, um Ergebnisse aus verschiedenen empirischen Untersuchungen zur gleichen Fragestellung sinnvoll integrieren zu können. Anders als herkömmliche Forschungsberichte und Überblicksarbeiten orientiert sich diese Technik an empirischen Kriterien. Als die beiden wichtigsten Kriterien seien beispielhaft genannt: Explizitheit und Nachvollziehbarkeit\*.

Die zu diesem Zwecke zusammengetragenen 628 wissenschaftlichen Publikationen, die den Effekt irgendeiner Einflußgröße auf die einstellungsändernde Wirkung von Texten analysiert haben, wurden zunächst nach der Art der untersuchten Einflußgröße sortiert. Tabelle 1 enthält eine Auswahl von häufig untersuchten Einflußgrößen (Variablen), die den verschiedenen Instanzen eines informationstheoretischen Modells der Textrezeption zugeordnet wurden.

Die metaanalytische Aufarbeitung der erwähnten 628 Untersuchungen hat dabei zunächst einmal generell ergeben, daß der Prozeß der Rezeption persuasiver Texte wesentlich komplexer ist, als man bisher überwiegend angenommen hatte. Modelle der Textrezeption, in denen der Leser nur als passiver und leicht manipulierbarer Konsument gesehen wurde, konnten sich nicht bewähren. Der ehemals blo-

|   |  |  |
|---|--|--|
| I. SENDER<br>Glaubwürdigkeit<br>Geschlecht                                      | III. BOTSCHAFT<br>Furchtevozierung<br>Argumentenreihenfolge<br>Argumentqualität<br>Medium<br>Ein- vs. zweiseitige<br>Darstellung | IV. SITUATION<br>Ablenkung<br>Streß<br>Vorwarnung<br>Inokulation<br>(Impfung)<br>Zeitintervall bis zum<br>Nachtest |
| II. REZIPIENT<br>Ich-Beteiligung<br>Voreinstellung<br>Geschlecht<br>Dogmatismus |  |  |

Tabelle 1: Faktoren, die die Persuasion durch Texte beeinflussen

ße »Empfänger« der persuasiven Botschaft des Textes stellt sich heute als ein konstruktiver und kritischer Kommunikationsteilnehmer dar, der den Sinn des gelesenen Textes aktiv rekonstruiert und hinterfragt.

Man kann annehmen, daß Textrezipienten schon immer kognitiv-konstruierend tätig waren. Nur benutzte die bisherige wissenschaftliche Forschung offensichtlich zu simple Modelle. Dies erklärt auch, warum es früher oft inkonsistente und widersprüchliche Forschungsergebnisse gegeben hat.

Wir wollen an zwei Beispielen verdeutlichen, wie veränderte theoretische Vorstellungen über die dem Rezeptionsprozeß zugrundeliegenden psychischen Prozesse der Persuasionsforschung neue Einsichten gebracht haben.

#### Beispiel 1: »Ablenkung«

In früheren Theorien nahm man an – und zum Teil wird man diese Annahme heute noch im Alltagsdenken finden –, daß eine Ablenkung des Lesers während der Rezeption eines persuasiven Textes die Chancen einer Meinungsänderung verringert, weil zu viel Aufmerksamkeit von der Botschaft abgezogen wird und damit einfach zu wenig persuasiv wirksame Information beim Rezipienten ankommt. Diese Vorstellung muß heute als überholt gelten, denn die Forschung konnte belegen, daß in bestimmten Fällen genau der gegenteilige Effekt eintritt: Wird der Leser abgelenkt, so ist das Ausmaß der Meinungsänderung *größer*. Erklärt wird dieser Effekt damit, daß ein Rezipient, der einen persuasiven Text liest, durch Ablenkung daran gehindert wird, den persuasiven Argumenten eigene Argumente entgegenzusetzen. Eine solche Erklärung wird möglich, wenn der Leser nicht als bloßer Informationsempfänger und -umsetzer, sondern als selbst argumentationsfähiges und argumentierendes Individuum betrachtet wird.

#### Beispiel 2: »Forcierung«

Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre gab es eine Reihe von Unter-

suchungen zu der Frage, ob man das Ausmaß der mit einem Text erzielbaren Meinungsänderung nicht dadurch steigern könnte, daß man den Rezipienten indirekt unter Druck setzt; etwa indem man am Ende des Textes mit stark wertenden Phrasen schließt, wie z. B. »Nur wer völlig uneinsichtig ist, wird angesichts der vorgebrachten Argumente noch bezweifeln, daß ...« oder »Die genannten Befunde haben dazu geführt, daß alle Kapazitäten und auch aufgeklärte und gut informierte Laien mittlerweile der Meinung sind, daß ...«. Seit Mitte der siebziger Jahre hat sich hingegen aufgrund der empirischen Befunde eine theoretische Perspektive durchgesetzt, die annimmt, daß Forcierungsversuche der geschilderten Art eher Gegendruck der Leser hervorrufen und zu einer *geringeren* Meinungsänderung führen. Die Leser fühlen sich in ihrer persönlichen Entscheidungsfreiheit zu stark eingeeengt und verteidigen diese dadurch, daß sie dem Druck von außen nicht nachgeben. Auch an dieser Entwicklung ist eine deutliche »Humanisierung« des Bildes vom Textrezipienten abzulesen.

Trends der vorgestellten Art, die sich auf die Forschungs- und Theorieentwicklung eines Gebietes beziehen, herauszuarbeiten und empirisch belegbar und analysierbar machen zu können, ist eines der Verdienste der metaanalytischen Methodologie.

Arno Drinkmann/Norbert Groeben

Dr. Norbert Groeben ist Professor für Allgemeine Psychologie und Psycholinguistik an der Universität Heidelberg. Dipl.-Psych. Arno Drinkmann ist wiss. Mitarbeiter am Psychologischen Institut in Heidelberg

Eine Erhöhung der Wochenstundenzahl im Fach Deutsch hat der Deutsche Philologenverband gefordert, der 70000 Gymnasiallehrer *aller* Fachrichtungen vertritt. Die Philologen fordern in den Klassen 5 und 6 fünf statt nur vier Wochenstunden Deutsch. In der Sekundarstufe I sollten vier Stunden nicht unterschritten werden und auch in der Oberstufe seien drei Stunden zu wenig.

\* Eine Einführung in die Technik der Metaanalyse geben R. Fricke und G. Treinies: Einführung in die Metaanalyse, Bern 1985.

# EIN NEUER JARGON IN DER LITERATURWISSENSCHAFT

Ein ganz normaler, d. h. in der gegenwärtigen geisteswissenschaftlichen Schreibpraxis unauffälliger Satz lautet so:

*Die Expressionismuskussion kann also allein von Lukács her nicht richtig eingeschätzt werden, sie ist insgesamt vor dem Hintergrund der Realismuskussion der dreißiger Jahre in der Sowjetunion und den wieder verstärkten Bemühungen um eine marxistische Aufarbeitung des literarischen Erbes auf der Basis der Bündnispolitik der Volksfrontbewegung zu sehen.* (Ich verzichte hier und im folgenden auf Quellenangaben; die Zitate stehen exemplarisch für viele).

Syntaktisch gesehen ist dieser Satz geprägt durch eine Aneinanderreihung von Nominalblöcken. Die Autoren lassen den zentralen Hauptwörtern mehrere Genitiv- oder Präpositionalattribute folgen, oder aber sie setzen davor Partizipialattribute, die außerdem noch durch Adverbien oder Ergänzungen näher bestimmt werden.<sup>1</sup> Dadurch gewinnen die Sätze eine hohe Informationsdichte, die für den Leser schwer aufzulösen ist, wenn noch andere Eigenschaften der komplexen Sachverhaltsdarstellung hinzukommen: Fremdwörter statt gleichbedeutender umgangssprachlicher Ausdrücke z. B. oder mehrmals untergeordnete Gliedsätze. Außer in der Wissenschaft wird ein solcher Nominalstil auch in offiziellen Situationen geschrieben und gesprochen.

In der Literaturwissenschaft ist dieser nüchterne Schreibstil wohl ein Ausdruck der Abwendung von einer sprachlichen Formung, die lange zuvor in diesem Jahrhundert geherrscht hat und in der sich heute noch viele, oft sehr kreative Literaturwissenschaftler ausdrücken. Harald Fricke hat diesen Stil untersucht.<sup>2</sup> Er hat festgestellt, daß Literaturwissenschaftler unserer Väter bzw. Großvätergeneration sprachliche Verfahren der untersuchten Literaten nicht nur übernehmen, sondern geradezu in Wettstreit mit ihnen traten. Das ergab einen blumigen, metaphernreichen Stil mit typisch poetischen Eigenschaften: Alliteration und Assonanz, Rhythmik und Reim, mit veralteten Wörtern und – häufiger noch – Neologismen. Von einer solch ästhetisch anspruchsvollen, aber Genauigkeit und Überprüfbarkeit vernachlässigenden Schreibweise hebt sich nun ab, wer seine Texte in der oben beschriebenen komplex-komprimierten Form schreibt.

Seit ein paar Jahren können wir wieder eine stilistische Neuorientierung bei einigen Literaturwissenschaftlern verfolgen, vornehmlich bei den Anhängern der literarischen Diskursanalyse.<sup>3</sup> Diese kombinieren bestimmte lexikalische und textliche Verfahren – sei es mit dem älteren ästhetisch anspruchsvollen Literaturwissenschaftsstil, sei es mit dem neueren Nominalblockstil. Ihre Schreibweise läßt ihre Texte unverkennbar als Produkte einer wissenschaftlichen Schule erscheinen. Zum Einstieg zitiere ich bewußt ein extremes Beispiel, weil sich an ihm mehrere Texteneigenschaften gehäuft zeigen lassen. Ein neuer Aufsatz beginnt so:

*Was abphällt erscheint im Realen, Weil Phallus den Fall des Ist markiert, klebt er in der Tat »allus«, was der Phall ist. [Es folgt eine Anmerkung mit einem Verweis auf Ernst Jandl.] Der disjunktive Operationsmodus des Symbolischen markiert die Spur der Differenz, Funktionsprinzip PH, den phallischen Code, unter dessen Supersignifikant das variable Spiel der Differenzen zur Differenz arretiert. Im Realen tauchen Körper und Maschinen auf, gleißend vor Intensität, weil entlassen aus dem Kraftfeld der Repräsentation, der Phalle des Symbolischen. ...*

Einen solchen Textanfang kann nur verstehen, wer schon Eingeweihter ist. Die Redegegenstände werden sehr vage eingeführt, sie werden nicht in den Wissenssystemen des Alltags oder der Fachwissenschaft verortet, so daß ein Leser wissen kann, wovon die Rede ist. (Nicht selten werden Redegegenstände deshalb von der schon zum Feuilletonjargon gehörenden Formel *die Rede ist von ...* nachgetragen.)

Die Sprache selbst ist esoterisch. Zu den beliebtesten Mitteln gehören Anspielungen und Wortspiele. Unser Autor spielt an: auf einen bekannten Satz von Wittgenstein (»alles, was der Fall ist«) und auf einen noch bekannteren Werbespruch einer Klebstofffirma. Nur Eingeweihte können aber wissen, daß das Verb *abfallen* auf einen Aufsatz verweist, in dem die Entstehung der Wissenschaften des 20. Jahrhunderts als ein »Wissen von Abfällen« bezeichnet wurde, wobei die Polysemie von *Abfall* relevant war. Welche Bedeutungsalternative hier gemeint ist, wird nicht gesagt. Der »Supersignifikant« des »phallischen Codes« spielt auf einen Satz von Lacan an, der ihn auch augenfällig mit den griechischen Buchstaben phi symbolisierte.

Der Autor spielt mit den Wörtern, indem er Ausdrucksähnlichkeiten ausnützt: (*Fall – Phallus*); er hat eine Vorliebe für Fremdwörter und Fachlexik, und er drückt durch Abweichungen von der Orthographie (*Differänz – eine Nachahmung von Derridas différance*) weitere Bedeutungsunterschiede aus (die er aber nicht definiert). Das Zusammenbringen von bildhaften und abstrakten Ausdrücken (*gleißend vor Intensität*) ist ein weiteres Kennzeichen dieser Sprache.

Andere Spracheigenschaften kommen hinzu, die nicht in unserem Beispiel vorhanden sind:

- eine veraltete Lexik im Bereich der Adverbien (*nachgerade, wahrlich, just, justament*);
- Alliteration (... *als Stichwörter haben Staat und Schule ...*);
- die Verwendung geflügelter Wörter aus der Literatur (*das Grammophon hat seine Schuldigkeit getan; ... aber es gibt unter den Deutschen noch Leserinnen*);
- Neologismen: eine Bibliothek wird z. B. die *Gutenberg-Galaxis* genannt;
- Metaphern werden nun wieder häufig und kühn gebraucht: *Dracula der Signifikate*; bei einem Autor herrscht Kriegsmetaphorik vor: *der Aufstand der Zeichen, der Krieg der Zeichen, ... heißt Krieg führen etwas bedeuten ...* usw.

Das Fremdwort spielt dabei eine besondere Rolle. Es läßt wie nebenbei Image- und Gefühlswerte fremder Gedanken- und Kommunikationswelten einfließen. Mir fallen besonders aus dem Französischen stammende Wörter der gepflegten Konversation auf. Den Linguisten ärgert es aber, wenn linguistische Termini ohne jede Erklärung in einer ungenauen oder metaphorischen Bedeutung gebraucht werden. Übernommen wird der Anspruch linguistischer Exaktheit: *Ab 1900 entsteht eine E-Literatur, in der das »Wort« etwas »überdeutliches« und d. h. rein differenzieller Signifikant wird. [...] von liebevollen Eltern vorgesagte Minimal-signifikate [...]* (gemeint sind *mama* und *papa*); *Sound insistiert auf der Bahn des Infinitivs* (wahrscheinlich ist Indikativ gemeint, im Gegensatz zum Konjunktiv, mit dem sich Nichtwirkliches ausdrücken läßt). So ergeht es den Fachwörtern *Konnotation, intransitiv* und anderen. Dabei sei zugestanden, daß ehemals linguistische Begriffe in diesem Wissenschaftskontext neue Bedeutungen bekommen haben (*Signifikant, Signifikat, autonym*).

Auch längst verbraucht geglaubte syntaktische und lexikalische Mittel, welche an philosophische Schulen erinnern, werden neu verwendet: das Erkennungswort *bündig* oder das möglichst weit ans Satzende gesetzte Reflexivpronomen *sich* nach Adorno;

der Adjektivzusatz *je schon* nach Heidegger. Auch die Heideggerschen Bindestrichtrennungen (*das Denk-Mal*; freilich auch *der Ab-Ort*) kommen wieder in Mode. Da sich jedoch auch die umfangreichen, von einem Nominalblock zum andern springenden Satzkonstruktionen finden lassen, haben wir es wahrscheinlich mit einem Stilgemengsel zu tun, dessen gemeinsames Merkmal der Wille zum ungewöhnlichen Ausdruck ist.

Es gibt aber auch etwas Eigenes an diesem neumodischen Schreibstil. Die wichtigsten sprachlichen Kennzeichen scheinen mir die vagen Referenzen und die assoziativen Gedankenverbindungen zu sein. Den Inhalt kann ein »ungeübter« Leser nur durch das Zusammensetzen verschiedener Textteile erkennen (bzw. errahnen); was mit einem Zitat gemeint ist, erfährt man unter Umständen nur zufällig ein paar Seiten weiter. Es wird ein Kult des Anspielens, des Querverweises und des Geheimnisvollen betrieben. Die Schreiber verhalten sich zu ihren Analyseobjekten nicht mehr als Analytiker (wörtlich: Auslöser), sondern als Reproduzierende. Hier treffen sie sich auf eine andere Weise mit den Nachteilen des alten Stils der Literaturwissenschaft, wenn ihre Autoren hinter schönem Schein den Mangel an Gedanken verbargen. Das Ziel ist nicht exakte Beschreibung, Erklärung, Phänomene begrifflich fassen; sondern: Sich-anregen-lassen zu Gedanken und Empfindungen. Insofern entspricht der sprachliche Ausdruck dem wissenschaftlichen Programm. Ein Gedicht, ein Roman soll nicht nach strukturellem Muster beschrieben werden, nein: die Schreiber hören ihren Texten zu, wie die von ihnen so vehement abgelehnten Psychoanalytiker den Reden ihrer Analysanden; sie assoziieren. Assoziation ist denn auch ein textliches Verbindungsmittel, das es erlaubt, aus geschichtlichen und sozialen Zusammenhängen gelöste Phänomene umstandslos miteinander in Bezug zu setzen.

Das Resultat ist – ganz allgemein gesprochen – der Verlust von Klarheit, Sinnschärfe und argumentativer Gedankenfolge. Dem sprachlichen Ausdruck, dem (schönen) Schein wird viel Wert zugemessen. So wie im Traum Bedeutungsalternativen von homonymen Wörtern ineinander übergehen können, so regen uns die neuen Schreiber an zu eigener assoziierender Tätigkeit. Lesen soll zum Spaß werden, zum Doppelsinn-Entziffern. In Wirklichkeit müssen wir oft verquälten, an den Haaren herbeigezogenen Verbindungslinien zu Sachverhalten folgen, die sehr weit voneinander entfernt sind.

Das einfachste Mittel dafür ist das Wortspiel. Das ist manchmal nicht

ohne Witz: *weder Bibel noch Fibel; Massen und Maße*. Aber oft hat man (habe ich) den Eindruck: ein gerade geschriebenes Wort hat durch seine Lautgestalt ein anderes nach sich gezogen, und der Autor hat sich gedacht: Mal sehen was herauskommt. So empfinde ich Sätze wie: *Kundry [...] ist ein hysterisch historisches Wissen; [...] nachdem die Liebe Schrift geworden ist, kehrt sie zur Welt zurück mit ihrer Ewigkeit, Allgemeinheit, Universalität und – Universität*. Schließlich sind solche Zusammensetzungen ausdrucksähnlicher Wörter nur noch albern: [...] im Hören schon aufhört.

Auch mit Zitaten darf dann auf diese willkürliche, wortspielerische Weise umgegangen werden: *Hieß der letzte Band von Borsts Turmbau von Babel »Schlüsse und Übersichten«, so streichen wir [...] von »Schlüsse« das »I«: »Tower open fire« [ein Zitat von William Burroughs, J. S.]. – Das Wortspiel, der einfache Trick witziger Rede, wird nun zum Instrument wissenschaftlicher Erkenntnis. Mit dem Wortspiel kann man gleich massenweise neue Gedanken hervorzaubern und seinen Text doppelbödig und sinnreich machen. Laut- bzw. Buchstabenumstellungen eröffnen ganz neue Dimensionen: aus franz. *art* wird *rat*, aus *tour*: *trou*.*

Die Kehrseite ist: das Achten auf Lautähnlichkeiten kann zum Zwang werden. Unserem oben zitierten Aufsatzautor, der gegen den »Phallus« (großgeschrieben!) als »Supersignifikant schlechthin« kämpft, gerät jede Wortform mit der Lautfolge [f-a-l] zur Erinnerung an das ominöse Wort; er schreibt daher: *Abphall*, ja sogar: *Phorm*, die in jedem Phalle Gegenstand einer Theorie ist.

Die Diskursanalytiker gehen davon aus, daß auch in entlegenen Phänomenen eine gleiche Art des Lebens und Denkens herrscht, dem man mit vorgefertigten sozialwissenschaftlichen und psychologischen Theorien nicht beikommen kann, weil diese ja selbst von einer solchen Denk- und Lebensform durchdrungen sind. Dies Gleiche darf nicht mit fremden, schon gar nicht wissenschaftlich fixierten Theorien »in den Griff« gebracht werden. Stattdessen soll ein geschichtliches Phänomen – ein Kunstwerk etwa – von sich aus zum Sprechen gebracht werden. Deshalb gleicht sich der wissenschaftliche Diskurs seinen Objekten an, sehr deutlich in einigen literaturwissenschaftlichen Texten.

Hier wird ein Ideal der Jahrhundertwende wiederholt: *l'art pour l'art* – freilich unter anderem Namen, z. B. dem des »kompakten«, d. h. selbstbezüglichen Kunstwerks: *Die Masse der [...] Zeichen, der Bilder und Zitate* [eines

solchen kompakten Kunstwerks, J. S.] werden nicht in ihrer Referenz, in ihren Bezügen zur Kultur- und Realgeschichte genommen. Deshalb wird auch die wissenschaftliche Sprache kompakt und referenzlos, d. h. selbstbezüglich. Dies zeigt sich nicht nur in Verweisen auf eigene Textstellen, sondern auch in metakommunikativen Paraphrasen, die vom Ausdruckswillen zeugen: z. B. *man darf wohl sagen; die Formulierung sei erlaubt... Man ist sich des Werts der eigenen Gedanken bewußt: Es ist ja in einer »Parsifal«-Debatte ein besonders beziehungsvolles Geschäft, eine ungestellte Frage nicht nur aufzuwerfen, sondern gleich zu beantworten*. Die ersten Abschnitte des Ausgangsbeispiels wiederholen in kryptischer Weise einige Gedanken, die schon expliziter in einem anderen Aufsatz stehen.

Wo die zu beschreibenden Sinngebilde rekursiv, wiederholend und rückgekoppelt sind, erscheinen auch in der Beschreibungs(?)sprache Doppelungen: *Ein Medium ist ein Medium ist ein Medium*. Oder: *die Deutung dieser Deutung; mit der Metapher »Metapher« festigt die Metaphysik [...] den Unterschied [...]*. Ja es werden offensichtlich Schreibfehler gedruckt, weil die Autoren und Korrektoren sich wahrscheinlich an die Doppelformen sprechreferierender Nomina gewöhnt haben: [...] weil die Redensart Redensart nur die Besuche des Advokaten verleugnet.

Wie im gesellschaftlichen Leben allgemein muß es auch im Wissenschaftsbereich möglich sein, unterschiedliche Normen und Denkweisen sprachlich auszudrücken. Stilisierungen sind Modeerscheinungen und als solche gesellschaftlicher Ausdruck des Sich-Unterscheiden-Wollens und -Müssens. Speziell im wissenschaftlichen Kommunikationsbereich nimmt das Sich-Unterscheiden-Müssen zu. Ein wesentlicher Grund dürfte in der verschärften Konkurrenzsituation der Wissenschaftler liegen.

Johannes Schwitalla

Dr. Johannes Schwitalla ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache und Privatdozent an der Universität Freiburg

Anmerkungen

- 1 Peter von Polenz: Satzsemantik. Berlin etc., 1985.
- 2 Harald Fricke: Die Sprache der Literaturwissenschaft. München, 1977.
- 3 Zur inhaltlichen und methodologischen Auseinandersetzung vergleiche man auch zwei Aufsätze von Klaus Laermann: Das rasende Gefasel der Gegenaufklärung. In: Merkur 433, 1985, 211–220; und: Lacan und Derrida. In: Kursbuch 84, Juni 1986, 34–43.

# SCHREIBEN IM BERUFLICHEN ALLTAG

Einen Unfallhergang für die Versicherung schriftlich zu schildern oder amtliche Fragebögen auszufüllen, ist für viele eine mühsame Sache. Hat das damit zu tun, daß Schreiben einfach sehr viel schwieriger ist als sich mündlich auszudrücken? Die Psychologen nehmen dies an. Sie verweisen darauf, daß Schreiben – im Unterschied zum Sprechen – monologisch ist und deshalb viel ausführlicher und exakter sein müsse, damit der Leser versteht, was der Schreiber hat mitteilen wollen.

Zweifellos spielt das anspruchsvolle Schreiben, das am literarischen Modell orientiert ist, in unserer Kultur eine große Rolle – oder es hat sie gespielt, wenn man denen glauben will, die angesichts neuer mündlicher Medien und entsprechender Aufzeichnungsmöglichkeiten das Schreiben als überholte Technologie betrachten.

Nun gibt es aber nicht nur literarisches, sondern auch ein alltägliches Schreiben, das ganz andere Merkmale hat und andere Anforderungen stellt. Dieses Schreiben ist Thema einer Untersuchung in einem mittleren Schweizer Industriebetrieb vorwiegend an manuell tätigen Mitarbeitern.\* Das geschriebene Deutsch in den alltäglichen *Schreibvorgängen* von deutschsprachigen Arbeitern und Angestellten hat allerdings bisher kaum Aufmerksamkeit gefunden, während es zahlreiche Forschungsprojekte zur *mündlichen* Sprache von Gastarbeitern gibt. Da es sich also um ein bisher kaum erforschtes Feld handelt, war die erste Erhebung eine explorative Studie, bei der Methoden wie Beobachtung und Intensivbefragung im Vordergrund standen.

Auf die Frage, ob sie in ihrem beruflichen Alltag schreiben, antworten – wider Erwarten – fast alle Befragten, daß Schreiben durchaus zu ihrem beruflichen Alltag gehöre. Etwa die Hälfte schreibt sogar »mehrmals« bis »x-mal« täglich. Lesen und Schreiben ist etwas, was die Schweizer ihrem eigenen Bewußtsein nach klar von ausländischen Arbeitern unterscheidet. Im Betrieb sind es jedoch allenfalls Portugiesen und Türken, die nicht schreiben können.

Wenn Arbeiter davon erzählen, was sie schreiben und wann, dann kann das so tönen wie im Beispiel 1.

## Beispiel 1:

(...) Ich darf Ihnen ruhig sagen, ich habe oft im Versuch gearbeitet, ich habe oft in der Nacht, meine Frau hat mich oft angestoßen: »Was machst Du«, ich habe oft die Angewohnheit gehabt, im Bett hab ich irgend so (...) »Was machst Du jetzt schon wieder?« sagt sie – sag ich: »Jetzt ist mir gerade was eingefallen, wie man das und das machen könnte.« In aller Ruhe, im im im Halbdunkel, nicht wahr?, kommt, kommt einem was vor, was man nachher am nächsten Tag probieren könnte, ausprobieren, und dann hat man, das hat man dann aufgeschrieben; ich jedenfalls habe jetzt noch zuhause zwei Hefte, wo jede Stunde, alles was ich gearbeitet hab in der Verzinkelei drin ist. (...) Das hab ich selber aufgeschrieben, es hat auch jeder Berufsarbeiter hat jeden Tag aufgeschrieben, was er gemacht hat.

Die Untersuchung zeigt, daß Schreiben, wenn es keinen normativen Zwängen unterliegt, von fast allen Befragten als selbstverständliche Notwendigkeit betrachtet wird. Es ist auch keineswegs so, daß man am Arbeitsplatz mit Schriftlichkeit gar nicht mehr in Berührung kommt. Nur: die Texte, die im Arbeitsprozeß entstehen, haben nicht diejenigen Merkmale der Schriftlichkeit, die man geschriebenen Texten allgemein zuweist. Man sieht den Texten an, daß sie nicht – wie Aufsätze – in mehreren Phasen entworfen und realisiert, sondern fortlaufend »von links nach rechts« geschrieben werden. Das kann man ablesen an unvollständigen, elliptischen Sätzen, an Verweisen, die sich auf die Situation und nicht auf den vorhergehenden Text beziehen, an Wortstellungsmodellen, die als typisch für die gesprochene Sprache gelten, an Wiederholungen und schließlich daran, daß man sich nicht die Mühe macht, Korrekturen vorzunehmen.

Der Stil dieser Art schriftlicher Äußerungen nähert sich offensichtlich dem Stil gesprochener Äußerungen an. Die psycholinguistischen Mechanismen der verbalen Planung sind weitgehend

## Beispiel 2:

Grund der Besprechung: Schlechte Schaugläser

Fehler braune Streifen.

Frau XY aus dem Werk Jugo. glaubt die Gläser Reinigen zu können. 4 Gläser zu Versuchszwecken mitgenommen. Bis ca. 7–18. 7. Bescheid an Hr. XY.

Wenn i.O. wird ein Mann vom Werk die Reinigung bei uns durchführen. Betrifft neue Lieferung: Es wurden Muster Gläser Gut- Schlecht an Frau XY Qualitätsing. mitgegeben. Es wurde behauptet der Standart kann eingehalten werden unser Beanstandungen wurden angenommen. (Sollte die Reinigung Negativ ausfallen ganze Lieferung an den Lieferanten retour.

denjenigen beim Sprechen vergleichbar. Man betrachte etwa das handschriftliche Protokoll eines Lieferanten-Gesprächs im Beispiel 2.

Die Standpunkte und die sich daraus ergebenden zukünftigen Handlungen werden ausführlich und explizit dargestellt. Elliptisch ist der Text in bezug auf die Elemente, die aus der Kenntnis der Produktionssituation klar sind. Die Zeichensetzung wird durch das Anfangen von neuen Linien ersetzt.

## Beispiel 3:

Meldung an Lieferant: Firma XY, XY  
Betr.: Pulverzugabegerät 3-35.2761.03-1

Bei den neuesten Sendungen der Geräte stellen wir fest, daß wir in der Höhe des Gerätes Maßunterschiede bis 0,9 mm haben, gegenüber alten Musterstücken. Dadurch kommt uns der Deckel bei angezogener Schraube zum klemmen. Eventuell das dieser Fehler mit dem Schwundmaß zusammen hängend ist. Bitte bei nächster Lieferung unbedingt auf diesen Fehler achten und ihn korrigieren

Der Text in Beispiel 3 ist stilistisch relativ aufwendig, z. T. präziös realisiert, mit mehreren Partizipien und Präpositionalphrasen. Er enthält eine schriftsprachlich nicht mögliche Satzkonstruktion und ein paar orthographische Fehler. Der Schreiber hat sich bei dieser handschriftlichen Meldung, die als Grundlage für einen Brief an die Lieferantenfirma dienen soll, keine große Mühe gegeben. Was vorliegt, ist wohl das Resultat dessen, was er für typisch schriftsprachlich hält und jedenfalls selbstverständlich reproduzieren und produzieren kann.

Es ist unbestreitbar, daß es heute auch in den westlichen Industriegesellschaften einen *funktionalen Alphabetismus* gibt. Gleichzeitig aber existieren weitverbreitete Formen der Schriftlichkeit, die man mit gutem Recht als *funktionelle Literalität* bezeichnen kann.

Annelies Häcki Buhofer

Dr. Annelies H. Buhofer ist Privatdozentin am Deutschen Seminar der Universität Zürich

\* Annelies Häcki Buhofer. Schriftlichkeit im Alltag. Theoretische und empirische Aspekte – am Beispiel eines Schweizer Industriebetriebs. Bern 1985 (= Züricher Germanistische Studien 2).

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache, Mannheim, Tel.: 0621/4401-1

Redaktion: Bernd Ulrich Biere, Ulrike Haß, Bruno Strecker, Wolfgang Teubert  
Druck: Beltz Offsetdruck, Hemsbach/Bergstraße – ISSN 0178-664 X

Auflage: 2500

Erscheinungsweise: vierteljährlich  
Jahresabonnement: DM 12,-; Einzelheft: DM 4,-. Bezugsadresse: Institut für deutsche Sprache, Friedrich-Karl-Straße 12, 6800 Mannheim 1

**Typisch weiblich – typisch männlich**

Leserinnenbrief zu SPRACHREPORT 2/87,  
 Leserbriefe »Typisch weiblich – typisch männlich«:

Es ist erstaunlich, wie polemisch, ja geradezu aggressiv, manche Männer darauf reagieren, wenn (endlich einmal!) in einer Zeitschrift wie dem SPRACHREPORT die Diskriminierung der Frau in der Sprache aufgegriffen wird.

Als regelmäßige Leserin war ich bisher immer erstaunt darüber, daß die Diskussion um dieses Thema an den verantwortlichen Redakteurinnen und Redakteuren offenbar spurlos vorbeigegangen war.

Es dürfte eigentlich für Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler derzeit kaum ein wichtigeres Thema geben, wenn frau bedenkt, daß davon über 50% der Bevölkerung direkt und tagtäglich betroffen sind.

Es tut mir leid meine Herren Leserbriefschreiber, aber ich fühle mich als Frau nunmal nicht angesprochen, wenn in den Medien immer nur von den Lesern, den Kunden, den Zuschauern usw. die Rede ist, denn ich bin eine Leserin, eine Kundin und eine Zuschauerin. Sie werden mir entgegenhalten, der männliche Plural meine doch alle und sei doch neutral. Das ist nun aber wirklich sprachlicher Unsinn, wozu gäbe es sonst eine weibliche Form? Ich schlage vor, ab jetzt nur noch die weiblichen Formen zu benutzen,

denn darin sind in der Tat die männlichen eingeschlossen (Leserinnen, Kundinnen, Zuschauerinnen).

Wir leben nicht mehr in der Zeit, in der nur Männer gesellschaftliche Bedeutung hatten, die unsere Sprache geprägt, d. h. zu der »Männersprache« gemacht hat, die sie heute ist, sondern im Zeitalter der sogenannten Gleichberechtigung, und gesellschaftliche Veränderungen bewirken auch Veränderungen der Sprache. Oder etwa nicht?

Ulrike Thomas, Ilvesheim

**Ankündigung**

**WORTBILDUNG UND PHRASEOLOGIE**

Internationale Jahrestagung 1988 des Instituts für deutsche Sprache, 15.–18. März 1988 im Musensaal des Rosengartens Mannheim

Wortbildungen und feste Verbindungen von Wörtern in idiomatischen Wendungen bzw. Phraseologismen haben im vergangenen Jahrzehnt wieder verstärkt das Interesse von Sprachwissenschaftlern und Germanisten gefunden. Das hat verschiedene Gründe, die zum Teil in der neueren Entwicklung der Sprachwissenschaft liegen, darunter: die Verfeinerung der syntaktischen Analyse

von Wortelementen und Wortverbindungen; neue semantische und pragmatische Ansätze zur Beschreibung der Relationen zwischen Ausdruckseinheiten; neue Einsichten in die Strukturen des Lexikons und schließlich auch textlinguistische Erkenntnisse, die Zusammenhänge zwischen Wortbildungen und Phraseologismen und Textaufbau in neuem Licht erscheinen lassen. Neben theoretischen Problemen werden praktische Fragen der Sprachdidaktik, des Spracherwerbs, des Sprachvergleichs und der Dokumentation von Wortbildungselementen und Phraseologismen in Wörterbüchern auf der Tagung eine wichtige Rolle spielen. In Vorträgen und Diskussionsrunden sollen u. a. die folgenden Problemkomplexe behandelt werden:

- neuere theoretische Ansätze zur Beschreibung von Wortbildungen und Phraseologismen
- die Darstellung von Wortbildungselementen und Phraseologismen in Wörterbüchern und Lexika
- Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten unter kulturhistorischem Aspekt
- Routine-Formeln und Textbildung
- die Bedeutung von Wortbildungslehre und Phraseologie in der muttersprachlichen Didaktik und in der Fremdsprachendidaktik
- Aspekte der kontrastiven Phraseologie.

Anfragen an: Institut für deutsche Sprache, Postfach 101621, D-6800 Mannheim 1

Als Muttersprache von etwa 110–130 Millionen Menschen und weiterer 10–15 Millionen, die Deutsch als Fremdsprache sprechen, nimmt Deutsch die neunte Stelle unter den 2796 lebenden Sprachen der Erde ein.

**SPRACHE HAT UNS WAS ZU SAGEN!**

Deshalb



**SPRACH REPORT**

P 20157 F

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

**Reden Sie mit! Per Abonnement:**

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 12,- DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab Heft \_\_\_/87. Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname: \_\_\_\_\_

Adresse: \_\_\_\_\_

Datum: \_\_\_\_\_

1. Unterschrift: \_\_\_\_\_

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, daß ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: \_\_\_\_\_

2. Unterschrift: \_\_\_\_\_

An: Institut für deutsche Sprache, – Sprachreport –, Postfach 101621, 6800 Mannheim 1